RATIO

BDA 4.20

RATIO

INHALT

4 Amor Fati
Erwien Wachter, Lydia Haack, Andreas Denk, Michael Gebhard, Irene Meissner, Cornelius Tafel, Klaus Friedrich

14 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

16 Zwingend schön?
Cornelius Tafel

20 Narratives Architekturerleben und menschliche Identität
Christian Illies

26 Post Ratio
Ute Poerschke

28 Vernunftbegeisterung
Irene Meissner

31 Poet und Stratege
Klaus Friedrich

34 Die List der Vernunft
Erwien Wachter

38 Denk mal
Hans Schuller

40 Um den Verstand gebracht
Monica Hoffmann

43 In eigener Sache

44 Stadtkritik XI

48 Brisant

53 Seitenblicke

58 Sieben Fragen an
Susanne Wartzeck

61 BDA

67 Persönliches

75 Impressum

EIN LOTSE GEHT VON BORD …

Es kommt die Zeit, in der man zum unbefangenen „observateur engagé“ jener Welt werden kann, in der man lebt. Aber es wäre zu einfach, sich dann in das Refugium seiner eigenen vier Wände zurückzuziehen. Spannend wird und muss es bleiben, und an Aufgaben wird es nicht mangeln. Und was auch bleibt, ist die Freiheit, Fragen zu stellen, Fragen zu Entwicklungen, aber auch Fragen wie beispielsweise diese: „Quare legis es?“ Sag, warum oder wozu liest du, direkter gesagt, die BDA Informationen?

Diese Frage könnte immer wieder an unsere Leser gerichtet werden. Und eine ihrer Antworten könnte dann sein: dass sie hier meist das finden, wonach sie gar nicht gesucht

haben. Die Redaktion aber hat genau danach – dem Unerwarteten – immer gesucht. Die rund 200 Hefte spiegeln seit ihrem Bestehen mit etwa 20 Millionen Zeichen die virulenten Themen, die in ihrer Interpretation zur Zeit ihres Erscheinens stroboskopisch den Berufsalltag irritierten. Es klingt nach einem „Muss“, diese bewusst emblematisch daherkommenden Hefte nicht nur zu lesen, man muss sie insofern auch barrierefrei jederzeit materiell zur Hand nehmen können. Emblematisch, wenn auch immer wieder im Wandel, sind sie geblieben, inhaltlich zogen sie mit der Zeit mit. So ist dieses „Logbuch“ als zeitgeschichtliche Konserve nachzuvollziehen, die erst verständlich macht, welch seltsam verschlungene Wege über die Jahrzehnte zum heutigen Problemkreis in der Architektur geführt haben.

Es mag sein, dass manchen der Bezug zur Architektur gelegentlich zu knapp bemessen ist. Doch wie Werner Oechslin sagte, „gilt für die Architektur, dass man nichts von ihr versteht, wenn man nur sie versteht.“ Und gerade dieser von Beginn an implizite Grundsatz verpflichtet zu einem Blick über den Tellerrand, Vertrautes auseinanderzunehmen und neu zusammenzusetzen, Türen zu öffnen, Perspektivwechsel anzuregen. Die Redaktion ist überzeugt, dass diese anderen, ungewohnten, vielleicht auch neuen Sichtweisen eine Denkwelt befördern können, in der Kreativität und Wissen als wichtigste Faktoren einer autonomen Architektenschaft erscheinen. Das, was wir als Architekten tun, macht die Dinge zu Erzählern ihres Wesens und gibt ihnen, dem Werk und den Autoren, die Chance, zur Legende zu werden. Wer wollte das denn nicht – auch wenn es nur ein Traum wäre?

Es ist also die Rede vom Schlussstrich unter eine Zeitspanne, der eine Geschichte eingeschrieben ist. Ob die Entscheidung des scheidenden Chefredakteurs bedauert oder begrüßt wird, sie ist ein notwendiges Bekenntnis dazu, dass ein redaktionelles Herz nach dreißig Jahren an der Front auch einmal nach Neuem verlangt.

Aber, keine Sorge, was im Vorangegangenen beschrieben, entstand nicht im Alleingang. Es war immer das Ergebnis einer kritischen Übereinkunft einer Redaktion, die mit Michael Gebhard (seit 2006), Cornelius Tafel (seit 2007), Klaus Friedrich (seit 2011), Irene Meissner (seit 2015) und unvergessen dem verstorbenen Wilhelm Kücker (von 2004-2014) die breite Vielfalt der Themenbausteine und der Rubriken mit all ihren unterschiedlichen und individuellen Inhalten zusammengetragen haben, die Monica Hoffmann als Redaktionsmitglied seit 2008 immer wieder in ihrer unverwechselbaren Rezeptur der Sprache und mit ihren Textbeiträgen das „Schmankerl Braune Blätter“ aufbereitet und druckfertig vorgelegt hat. Der Sorge bedarf es deswegen nicht, weil die erstgenannten „Vier“ nun von 2021 an den Fortbestand sichern werden. Natürlich wird sich manches ändern, das liegt in der Natur der Sache. Aber wenn die bisherige

Zusammenarbeit eine gute war, dann ist die Hoffnung berechtigt, dass es in Zukunft mit Pathos, Ernsthaftigkeit und Humor weitergehen wird. Wenn das alles gepaart mit kritischer Beobachtung gelebt wird, wird man das Heft weiterhin als literarische Kleinkost für Kenner erwarten dürfen.

Gedankt sei an dieser Stelle allen Genannten für die dauerhafte, stets belebende Mitwirkung, den vielen unterstützenden Autoren und nicht zuletzt den treuen und auch den gelegentlichen Lesern, deren Feedback stets ermutigte. Dem BDA Bayern kann als Herausgeber mitgegeben werden, dass er über ein Printmedium verfügt, das sich fern von Zeitgeistigkeit zeitkritisch zeigt und eine überregionale Wertschätzung erfährt. So soll auch das Heft 4.20 mit dem Titel „Ratio“ zum Jahresschluss 2020 zum Denken einladen, anstatt zu sagen, was zu denken ist.

Es wäre ein wirkungsvoller Punkt auf der letzten Seite der letzten Zeile eines Textes, dabei ist es nur der Punkt vor einem neuen Kapitel. Ahoi – BDA Informationen.

Erwien Wachter

DANK AN ERWIEN WACHTER

30 Jahre Engagement für die
BDA Informationen

„Der Autonomiegedanke ist auch insofern wichtig, da Architektur nicht einem eindeutigen, politisch vorgegebenen Zweck zu dienen hat, sondern sich experimentell entwickeln soll. Eine Architektur also, die frei ist, die weder links noch rechts, weder progressiv noch konservativ einzuordnen ist. Eine solche Architektur erneuert Erfahrungsmuster und Sprachgebrauch, die eine quantitative demokratische Entscheidung zukünftig durch eine qualitative demokratische Meinungsbildung ersetzen.“ Erwien Wachter

Die BDA Informationen sind für unseren Landesverband ein wichtiges Format, um den Austausch unter unseren Mitgliedern und mit der Öffentlichkeit anzuregen und zu fördern. In einem großen Flächenstaat wie Bayern mit einer weit verstreut lebenden Mitgliedschaft braucht es besondere Mittel der Kommunikation. Dies wurde schon vor Jahrzehnten erkannt. Im Frühjahr 1967 gründete sich im BDA Bayern ein „Arbeitskreis für Presse und Information“ mit der selbst gestellten Aufgabe, sowohl die Mitglieder als auch die Öffentlichkeit über wichtige Fragen und Themen des

Berufsstands zu unterrichten. Nimmt man das erste Heft der BDA Informationen vom Mai 1967 in die Hand, sieht man, wie bescheiden die Anfänge waren: gerade einmal zehn Seiten ohne Inhaltsverzeichnis im Hochformat DIN A5.

Die seitdem regelmäßig erscheinenden Informationen wurden auch in der weiteren Fachwelt zunehmend beachtet. Ein Grund waren u.a. die pointierten Stellungnahmen zu berufspolitischen Problemen. Ältere Mitglieder werden sich erinnern, dass zwei Redakteure über lange Jahre hin die Feder führten: Christoph Hackelsberger (C.H.) und Peter C. von Seidlein (pcvs). Unvergessen sind ihre streitlustigen Texte, die eine Tradition begründeten!

In dem neu gegründeten Arbeitskreis fanden sich von Beginn an schreibfreudige Mitglieder zusammen – zu nennen sind neben vielen anderen Christian Kronenbitter, Wilhelm Kücker und Werner Wirsing – wobei die Redaktion im Laufe der Zeit darauf bedacht war, auch jüngere Talente zu gewinnen. So war es kein Zufall, dass 1992 Erwien Wachter in den Arbeitskreis aufgenommen wurde, nachdem er ab 1990, kurz nach seiner Aufnahme in den BDA, bereits redaktionelle Beiträge geschrieben hatte.

Erwien Wachter, 1970 an der TU München (damals TH München) diplomiert und dank zahlreicher Wettbewerbserfolge auch im Ausland tätig, engagierte sich immer intensiver für das – wohlgemerkt – Ehrenamt als Redakteur. Ein Amt, das hohe Ansprüche an die Redaktionsmitglieder und besonders an den verantwortlichen Redakteur stellt, ganz zu schweigen vom zeitlichen Aufwand. Und es bedurfte in länger zurückliegenden Jahren oft großer Geduld, mit sehr kritischen Mitgliedern auf einen Nenner zu kommen.

2006 wurde Erwien Wachter verantwortlicher Redakteur der BDA Informationen, seit 2015 ist er deren Chefredakteur. Er hat seitdem die Herausgaben von beinahe 60 Heften verantwortet und insgesamt die beträchtliche Anzahl von 400 Beiträgen verfasst – Chapeau!

Diese Hefte sind stets in kongenialer Zusammenarbeit mit Monica Hoffmann und in einer bewundernswerten Selbstverständlichkeit entstanden. Und man darf sagen, dass Erwien Wachter und Monica Hoffmann die BDA Informationen nachhaltig geprägt haben – sowohl inhaltlich als auch gestalterisch.

Erwien Wachter hat nun zu unserem großen Bedauern entschieden, seine Tätigkeit als Chefredakteur mit diesem Jahr zu beenden. Er gibt den Staffelstab weiter und legt die künftige Verantwortung vertrauensvoll in die Hände der Redaktionsmitglieder Klaus Friedrich, Michael Gebhard, Irene Meissner und Cornelius Tafel.

Ich möchte dies zum Anlass nehmen, Erwien Wachter mit Nachdruck im Namen des BDA Bayern für seinen außerordentlichen Einsatz im Arbeitskreis zu danken.

Die BDA Informationen in ihrer heutigen Gestalt gehen wesentlich auf seine Anregungen und Vorschläge zurück. Sie sind professioneller und noch profilierter geworden. Im Jahr 2008 führte er beginnend mit dem Titel „Architektur und Elite“ die Themenhefte ein. Dabei ging es Erwien Wachter und dem Redaktionsteam immer darum, die gar nicht einfache Balance von wissenschaftlichen Aufsätzen und anregenden Feuilletons zu halten. Daneben hat die Redaktion auch „Persönliches“ gepflegt – von Glückwünschen zum Geburtstag bis hin zu Nachrufen – immer im Bewusstsein, dass ein Bund wie der BDA von seinen aktiven Mitgliedern lebt.

Erwien Wachter hat sein Amt als hauptverantwortlicher Redakteur sehr kollegial ausgeübt. Über Themen und Texte wurde einvernehmlich entschieden, ohne dass es an Diskussionen gemangelt hat. Beharrlich verfolgte Wachter sein Ziel, die Informationen für übergreifende Fragestellungen zu öffnen und dabei der Architektenschaft immer wieder ins Gewissen zu reden. So mahnte er an, dass auch „die soziologischen, philosophischen, ideellen, prospektiven und progressiven Aspekte“ bei der Arbeit von Belang seien, und forderte mehr Leidenschaft, welche „die Triebfeder dieser Profession immer war.“ Seine große Befürchtung ist bis heute, dass sich die Praxis des Architekten auf Dienstleistung reduzieren könnte. Auch steht bei ihm der Begriff der Baukultur unter Verdacht: Es müsse verhindert werden, „dass schließlich die Baukunst das Opfer einer vagen Definition von Baukultur wird.“

In unseren Dank schließen wir daher das Versprechen ein, dass uns die Anstöße, die Erwien Wachter als Redakteur der BDA Informationen auch in vielen Landesvorstandssitzungen gegeben hat, sein Plädoyer für Autonomie und Freiheit in Hinblick auf die Rolle der Architektur, auch weiterhin begleiten werden. Zu seinem Abschied hat Erwien Wachter uns einige Gedanken mit auf den Weg gegeben, die er mit folgenden Worten schließt:

„WIR SIND ES – AUF DIE ES ANKOMMT. Was in diesem Slogan anklingt, zeigt die zwei Seiten einer Medaille, deren Unterschied darin besteht, ob ich den Blick und die Aktivitäten nach innen zur Sicherung existenzieller Belange ausrichte oder ihn nach vorwärts in eine zukünftige Sicherung der gesellschaftlichen Positionierung des Architekten als unverzichtbaren Baustein im Gesamtwerk des Gemeinwohls einer Gesellschaft richte, deren Teil er selber ist.“

Herzlichen Dank, Erwien Wachter!

Prof. Lydia Haack, Landesvorsitzende

EUTHYMIA, ODER ERWIEN WACHTER ZU EHREN

Wenn Erwien Wachter in diesen Tagen die Verantwortung für die „Braunen Blätter“ in andere Hände gibt, dann bedeutet das jedenfalls einen Umbruch in der Geschichte dieses BDA-Periodikums. Denn es ist im Wesentlichen seine Persönlichkeit, oder besser: sein Wesen, dass den „Blättern“ eine ganz eigene Art gibt, die sie in der Fülle architektonischer Publikationen unverwechselbar macht. Erwien gibt der erfreulich konsequent gestalteten Schrift durch die Wahl der Motti, durch die Setzung der Texttypen und durch seine eigenen Beiträge ein ganz eigenes Profil. Dabei geraten die „Blätter“ durch ihre oft metaphorischen Leitthemen, unter denen sich Sachtexte, Essays, Kommentare, feuilletonistische Betrachtungen und auch Textexperimente fassen lassen, stets zu anregenden Leseerlebnissen. Dass sie architektonische Begriffe und Fragestellungen in ganz unterschiedlichem Licht beleuchten, ist einer ihrer großen Vorteile: Sie werden so sowohl für BDAler wie für Laien zum lesbaren Erkenntnisgewinn. Diese Vielfalt der „Blätter“ entsteht, weil sie unterschiedliche Geisteshaltungen, Meinungen und Auffassungen aus mitunter überraschenden Blickwinkeln verschiedener Autoren thematisch bündelt. Der Spannungsbogen kann von der ätzenden Kritik bis zur philosophischen Reflexion reichen – das will gekonnt sein, und das ist Wachters Werk.

Erwien Wachter ist sehr klar, dass Kritik die Kunst der Unterscheidung ist: Glücklicherweise sind ihm die Unterschiede zwischen Scherz, Satire und tieferer Bedeutung bewusst – als „Schriftsteller“ beherrscht er die unterschiedlichen Nuancen souverän. Dass Erwien dies gelingt, liegt an der ihm eigenen Nachdenklichkeit, die, wenn ich es recht sehe, sein Dasein begleitet. Sein synthetisches Denken, das sich zur These immer auch eine Antithese vorstellt, bestimmt sein Handeln. Dass dabei die berufliche Seite seiner Existenz immer auch durchdrungen ist von einem politischen und gesellschaftlichen Verantwortungsgefühl, ist die rationale Seite seiner Person. Dass es ihm bei allem gedanklichen Tiefgang gelingt, den Ergebnissen seines Nachdenkens nicht selten eine poetische Form zu geben, ist seine andere Seite. Beide Aspekte seines Wesens scheinen ihn zu jener heiteren Gelassenheit geführt zu haben, die der griechische Philosoph Demokrit als das wichtigste Ergebnis seiner Lehre betrachtet haben soll.

Nicht, dass es bei der inhaltlichen Gestaltung der „BDA Informationen“ vor ihm an Kompetenz gemangelt hätte. Auch nach ihm wird es zum Glück weitergehen, zumal die „Braunen Blätter“ ein Redaktionsteam mit profunden Kenntnissen und Fähigkeiten haben. Aber Erwien Wachter hat mit seiner initiierenden, moderierenden und schreibenden Redaktionstätigkeit Maßstäbe gesetzt, die den „Braunen Blättern“ zur Einzigartigkeit verholfen haben.

Prof. Andreas Denk, Chefredakteur von „der architekt“

EINER WIE KEINER

Erwien Wachter legt die Chefredaktion der BDA Informationen nieder! Eine Mitteilung, die mich wie alle meine Kollegen der Redaktion sehr überrascht und schwer getroffen hat. Ein Schock, von dem man sich erst langsam erholen muss, was allerdings noch dauern wird.

Erwien, der omnipräsente Vertreter der BDA Informationen, so ist er uns allen bekannt. Ein BDA Mitglied, wie es im Bilderbuch steht und von dessen Sorte man nicht mehr allzu viele findet. Stets bereit, alles für den BDA und seine Anliegen zu geben, Zeit und viel, viel Energie dafür aufzubringen. Ohne ihn, das kann mit Bestimmtheit gesagt werden, gäbe es die BDA Informationen schon lange nicht mehr. Erwien war stets derjenige, der den Laden geführt und zusammengehalten hat. In seiner ruhigen, aber im Zweifelsfall auch beharrlichen Art hat er die BDA Informationen durch stürmische See ebenso wie durch Flauten gesteuert. Ich erinnere mich dabei an aufbrausende, beinahe handgreiflich werdende Redaktionsmitglieder, die er in ruhiger, aber bestimmter Art eingefangen und besänftigt hat, ebenso wie er im Fall einer redaktionellen Flaute einfach selbst noch ein oder zwei Artikel verfasst hat, wenn das Heft gar zu schlank zu werden drohte.

Die Belange der Architektenschaft, die gesellschaftliche Rolle der Architekten, das Gespräch und der Diskurs darüber waren und sind ihm, wenn ich das richtig sehe, stets die wichtigsten Anliegen. Ihnen wollte er in seiner Arbeit Ausdruck und Stimme verleihen. Stets versucht er, abseits allzu naheliegender, klischeehafter Vorstellungen, die gerne in kurzfristigem Aktionismus münden, die Ursachen unserer Probleme zu ergründen und daraus Handlungsmaximen abzuleiten. Dass er dabei nicht immer bei Allen auf Gegenliebe stieß, hat ihn zuletzt wohl erschöpft. Wer will es ihm – nach all der Zeit – verdenken.

Leider – und das ist die zweite schlechte Nachricht in diesem Zusammenhang – verlässt mit ihm seine kongeniale Partnerin Monica Hoffmann ebenfalls die Redaktion. Allen Lesern wohlvertraut als die Verfasserin des geschätzten „Wortes voraus“, das uns als journalistisches „amuse gueule“ so gekonnt Appetit auf den Inhalt der Hefte gemacht hat, und weiterer zahlreicher Artikel unter anderen zu ihrem Lieblingsthema Farbe. Jene, die mit etwas mehr Insiderwissen ausgestattet sind, ist sie auch als Gedankenstrafferin und Formulierungsschärferin im Team Wachter/Hoffmann bekannt.

Obwohl beide versichert haben, noch weiterhin ihre Gedanken einbringen und vor allem auch für die BDA Informationen zu Papier bringen zu wollen, hinterlassen sie ein großes Vakuum, das wir, die Redaktion, jetzt füllen müssen.

Michael Gebhard

„DIE ZUKUNFT IST DIE GEGENWART VON MORGEN“ (1)

Erwien Wachter gehört wie Max Bächer, Christoph Hackelsberger und Wilhelm Kücker zu den wenigen bauenden Architekten in Deutschland, die auch gut schreiben können und denen das Schreiben ausgesprochen Spaß macht, und das merkt man ihren Texten auch an. Dabei haben Sprache und Architektur mehr gemeinsam als mancher vielleicht denkt. Die Ordnung von komplexen Gedanken in einem klar strukturierten Satzgefüge kann durchaus mit der Logik eines Entwurfs verglichen werden, und so wie ein gut formulierter Satz harmonisch klingen kann, so kann gut komponierte Architektur poetisch wirken. Kein Geringerer als Le Corbusier nannte schließlich die Poesie den Schlüssel zu seinem Werk.

Als ich Anfang 2015 in den Kreis der Redaktion kam, durfte ich teilhaben an den Themen, die nicht nur Erwien, sondern auch Monica bewegten und ich konnte ihre Freude am Formulieren miterleben. Wir diskutierten gemeinsam die aufgeworfenen Fragen, umkreisten die Probleme und dabei führten uns Erwien und Monica immer wieder neue Aspekte vor Augen. Erwien bezog stets kritisch Position und entwickelte beim Schreiben doch eine Sprache voller Poesie. Monica hat nicht nur unsere Texte lesbarer gemacht und geordnet, sondern auch selbst zu nahezu allen Themen kenntnisreich und amüsant geschrieben sowie die pointierten Editorials zu jeder Ausgabe beigesteuert.

Mit der nun anstehenden Veränderung verliert die Redaktion ihre beiden Mentoren, aber jede Veränderung bedeutet auch einen Aufbruch, den Erwien Wachter selbst einmal treffend formulierte: „Aufbruch ist wie ein Fieber (...) und Aufbruch ist Triebfeder für Forscherdrang.“ In diesem Sinne wollen wir weitermachen.

Irene Meissner

(1) Erwien Wachter, Zur Umfrage 2017 der BDA Informationen: „Auch nach 50 Jahren ‚BDA Informationen‘ bleibt es dabei: die Zukunft ist die Gegenwart von morgen, heute muss sie gedacht und gestaltet werden. Dafür bietet diese Zeitschrift als bildfreies Printmedium ein geachtetes, mitunter in seiner unverwechselbaren Form sogar bewundertes Forum.“

GUT AUFGEHOBEN

Dialektik ist nach Hegel ein Entwicklungsprinzip, bei dem Gegensätze als These und Antithese aufeinandertreffen, um schließlich in einer Synthese „aufgehoben“, das heißt auf einer höheren Stufe in Einklang gebracht zu werden. Als Dialektik beschreibt man auch am besten, mit welchen Eigenschaften Erwien Wachter und Monica Hoffmann die Redaktion der BDA Informationen über viele Jahre geleitet und betreut haben. Ihre Redaktionsleistung vereint scheinbar Gegensätzliches:

Monica und Erwien waren präsent und immer ansprechbar – zugleich weiß wohl außer ihnen niemand, wieviel Arbeit ohne großes Aufheben im Hintergrund erledigt wurde.

Sie zeigten völlige Offenheit bei der Wahl und der Behandlung der Themen und gaben doch jedem Heft Haltung und Kontur.

Bei den Redaktionstreffen verband sich Erwiens ruhige Autorität der Gesprächsführung mit gegenseitiger Toleranz in der Diskussion, engagierte Zielstrebigkeit mit Gelassenheit. Die Klarheit des eigenen Standpunkts verbanden Monica und Erwien mit der Unvoreingenommenheit gegenüber den Positionen anderer und das sorgfältige Gestalten der eigenen Texte ging einher mit vertrauensvollem Gewährenlassen der anderen Redaktionsmitglieder.

Monica und Erwien hatten die Übersicht über das Ganze und kümmerten sich ums letzte Detail.

So gelangte scheinbar schwer Vereinbares zur Synthese – die BDA Informationen und ihre Redaktion waren bei Monica und Erwien „gut aufgehoben“.

Ganz undialektisch und ohne kontrastierendes Gegenstück dagegen sind ihre Liebenswürdigkeit, Empathie und Zugewandtheit jedem gegenüber, der mit ihnen in der Redaktion arbeiten durfte.

Cornelius Tafel

VON SIEDELWEBERN, WEICHSCHILDERN UND FARBEN

Ein bekanntes Sprichwort rät, man solle mit dem Essen aufhören, wenn es am besten schmeckt. Jeder, der gerne und gut isst, weiß, wie schwer man sich mit dieser Empfehlung tut. Friedrich Kurrent hingegen hielt sich an die Maxime als er 1996 an der TU München seine „Abtrittsvorlesung“ hielt, um, wie er sagte, nicht „auszulaufen“. Das war ein Aufschlag, der saß!

Es gibt ihn also, den richtigen Moment. Doch der tut (leider) immer weh. Jeder aus der Redaktion wusste, dass Erwien irgendwann die Leitung der BDA Informationen übergeben und mit ihm auch Monica die Redaktionsarbeit einstellen würde. Und doch war sich jeder von uns sicher: das ist noch lang hin. Weit gefehlt!

Mit etwas Abstand sind in dem Schritt die Weitsicht und Größe zu erkennen, die beiden in der Zeit unserer Zusammenarbeit stets eigen war. Für Eitelkeit, Macht, Kalkül oder Geltungsdrang, wie sie unter Menschen manchmal vorkommen, war in den BDA Informationen nie Raum. Dafür umso mehr: Idealismus, Leidenschaft und die Offenheit, das Vorgeschlagene auch in Frage stellen zu lassen. Auch eine gute Portion Humor durfte da nicht fehlen.

Um das Repertoire der Beiträge zu beschreiben, gibt es keine festen Kategorien. Mal begann es philosophisch, wurde humoresk und endete kurios. So geschehen beim „…Danaergeschenk, den Weichschildern und den Siedelwebern“ (BDA 2.19). In ein Bild des Fußballs übertragen entspricht die Bandbreite von Erwiens Schriften dem Repertoire einer vollkommenen Spielernatur: einem agilen Mittelfeldmann, mal Antreiber, Stürmer und wenn es sein muss der erste Verteidiger auf dem Platz. Seine Spielzüge hatten immer etwas Unvorhersehbares und waren am Ende doch immer höchst unterhaltsam. Einfach mülleresk!

Monica beherrscht die oftmals unterschätzte Kunst, aus all den servierten Zutaten ein Menü zu zaubern (das Wort voraus) und befüllte neben den eigenen Betrachtungen, oft in ihrem Spezialgebiet Farbe am Bau, auch die Rubrik der Lektüreempfehlungen, die sonst zu gern auf der Strecke geblieben wären.

Danke Euch beiden! Wir freuen uns auf das, was uns als Dreingabe erwartet… On y va!

Klaus Friedrich

EIN WORT VORAUS

Zweifelsohne gehört der Verstand zu einer der großen Errungenschaften menschlichen Daseins. Wir brauchen den Verstand, um das sinnlich Wahrgenommene begrifflich zu fassen, zu ordnen, die Welt zu erforschen. Ohne Verstand geht es nicht. Auch oder erst recht nicht beim Bauen. Das betrifft den Planer wie den Betrachter eines Bauwerks. Doch dazu paaren sich noch andere Komponenten.

Dem geht Cornelius Tafel auf den Grund, indem er den Begriff der Schönheit in der Architektur nicht nur mit Maß und Zahl, sondern auch mit der menschlichen Wahrnehmung in Beziehung setzt (Seite 16). Christian Illies denkt weit über ein rational-funktionales Erleben von Architektur hinaus, denn für ihn gehört unverzichtbar ein Teil Irrationalität dazu (Seite 20). Die Pole Ratio und handwerkliche

Erfahrung (Vitruv) beim Gestalten wiederum verfolgt Ute Poerschke durch die Architekturgeschichte und kommt zu dem Schluss, dass sich aus ihrem Widerstreit bis heute immer wieder neue Anregungen ergeben (Seite 26). Irene Meissner nimmt den Rationalismus in der Architektur von seinen Anfängen um 1800 bis heute unter die Lupe und plädiert, die positive Seite der Rationalität beim Entwerfen zu bewahren (Seite 28). Klaus Friedrich geht weiter ins Detail und stellt das Wirken Giuseppe Terragnis in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen und vergleicht es mit dem von Walter Gropius (Seite 31). Wie sehr wir unseren Verstand brauchen, damit uns die schier zwingende Übermacht der Digitalisierung nicht hinter unserem Rücken unsere Welt auf den Kopf stellt, führt uns Erwien Wachter vor Augen (Seite 34). Hans Schuller nimmt einen außergewöhnlichen Blickwinkel ein und plädiert dafür, über Denkmäler nachzudenken, die in der Zukunft von gegenwärtigem Bauen zeugen (Seite 38). Den Kampf des Verstandes mit der Farbe beschreibt schließlich Monica Hoffmann, der glücklicherweise vernünftig endet (Seite 40).

Wie zu erwarten, sind es Verstand, Sinnlichkeit und Gefühl, die unser Tun prägen, am besten gepaart mit der Vernunft als übergeordnete ethische und moralische Instanz. Und wenn wir in die Zukunft schauen, spricht wohl nichts dagegen, diese vier für eine Neubewertung allen Seins auf der Erde einzusetzen. Das wird mal einfach sein, dann wieder konfliktbeladen. Zumal Werte immer wieder neu zu verhandeln sind. Nichts ist abgeschlossen. Wir werden uns immer wieder auf stabile Ungleichgewichte einlassen müssen, denn nur sie garantieren Entwicklung.

Mit diesen Gedanken verabschiede ich mich von den Lesern der BDA Informationen, für die zu schreiben mir stets ein Vergnügen war.

Monica Hoffmann

ZWINGEND SCHÖN?

Cornelius Tafel

Unter Idealismus verstehen wir umgangssprachlich jede uneigennützige Begeisterungsfähigkeit. Philosophisch ist der Begriff jedoch anders gefasst. Platon begründete eine Denkschule, die der Vernunft die Aufgabe zuweist, jenseits der wechselhaften und vergänglichen Welt sinnlicher Erfahrung unveränderliche und ewige Wahrheiten zu finden, die von ihm sogenannten Ideen. Er griff dabei auf altägyptische Weisheitslehren und Denkschulen wie die Pythagoräer zurück und prägte seinerseits das philosophische Denken bis heute. So kann man etwa Immanuel Kants Idealismus als Neubegründung der platonischen Philosophie verstehen, ebenso seine Unterscheidung von höherer Vernunft und praktischem Verstand.

Zu den ewigen Wahrheiten im platonischen Sinne gehören die mathematischen, insbesondere die geometrischen Gesetzmäßigkeiten; ideale geometrische Körper wie Tetraeder, Kubus etc. werden daher auch als platonische Körper bezeichnet. Als unveränderliche Gesetzmäßigkeit wird die Geometrie als Ausdruck des Göttlichen angesehen. Geometrische Formen und Anordnungen sind daher in vielen Kulturen sakralen Bauten und Objekten vorbehalten – Geometrie ist nicht nur Ordnungsprinzip, sondern Privileg. Architektonische Rationalität im Sinne „reiner" Vernunft ist also zu unterscheiden von den Anforderungen „praktischer" Vernunft technischer, funktionaler oder ökonomischer Art, mehr noch, sie kann mit ihrem übergeordneten Anspruch durchaus gegenüber praktischen Erwägungen durchgesetzt werden.

Frühester und zugleich reinster Ausdruck einer solch idealistischen Rationalität sind die Pyramiden von Gizeh, in vollendeter geometrischer Exaktheit und zugleich theologisch deutbar als symbolisches Abbild der Sonne, mit der Spitze als Sonne und den Kanten als Sonnenstrahlen. Es wurden ungeheure Anstrengungen unternommen, um eine solche Idealität technisch umzusetzen. In unserer Zeit, in der man im Kaufhaus für wenige Cent perfekt geformte Kunststoffbälle oder Würfel in beliebiger Größe und Farbe erwerben kann, lässt sich der Respekt und die Verehrung nicht mehr nachvollziehen, die Objekte von solcher geometrischer Reinheit bei den Zeitgenossen der Erbauer auslösten.

Proportionen und Zahlenverhältnisse

Neben dem Gebrauch geometrischer Idealformen gibt es ein weiteres, seit der Antike ebenfalls als universell und unveränderlich angesehenes Gestaltungsprinzip: die Proportion. Dazu gehören ganzzahlige, als harmonisch („musikalisch") angesehene Maßverhältnisse, wie sie etwa Leon Battista Alberti bei seinen Entwürfen verwendet hat. Es passt in diesen Zusammenhang, dass man in der Mathematik die Zahlen, die aus dem Verhältnis ganzer Zahlen gebildet werden, rationale Zahlen nennt.

Für die Architektur sind ganzzahlige Verhältnisse planerisch von Vorteil, sie lassen sich leicht in Maß- und Materialeinheiten übersetzen (zum Beispiel Ziegelformate). Als besonders harmonisch gilt allerdings der nicht als rationale Zahl darstellbare Goldene Schnitt. Durch Näherung des Verhältnisses mit Zahlen der Fibonacci-Reihe, zum Beispiel 5/8, 8/13 etc., lässt sich diese Proportion wenigstens näherungsweise mit ganzen Zahlen erreichen. Selbst der überzeugte Atheist Le Corbusier war von der zeitlosen Gültigkeit des Goldenen Schnitts überzeugt. Mit seinem Modulor versucht er, auf der Basis des Goldenen Schnitts ein universelles Maßfindungssystem zu erreichen.

Sind ideale Bauten schön?

Selbstverständlich – dies ist zumindest ihr Anspruch. Bereits bei Platon werden, typisch griechisch, Schönheit, Wahrheit und Tugend als Einheit und als Attribute des Göttlichen gesehen. Und wie auch der Wahrheitsgehalt mathematischer und geometrischer Gesetze unbezweifelbar ist, so ist auch unabhängig von subjektiver Befindlichkeit und wechselndem Geschmack die Anwendung geometrischer Formen und idealer Proportionen geradezu zwingend schön – Kant hat die Anschauung solcher unbezweifelbaren Schönheit als „interesseloses Wohlgefallen a priori" bezeichnet. Die Vernunft befähigt den Menschen zur Erkenntnis des Göttlichen und damit auch zur Erkenntnis des Schönen – dies ist die Kernaussage idealistischer Ästhetik. So schaut und bewohnt der Mensch auch eine nach ewigen mathematischen Gesetzen entworfene Architektur und erkennt kraft seiner Ratio ihre unbezweifelbare und ewige Schönheit. Das so erreichte Ziel heißt Harmonie. Menschliche Erkenntnis und unwiderlegbare Schönheit befinden sich in einer unlösbaren Übereinstimmung, so die idealistische Theorie.

Complexity and Contradiction in Architecture

Diese Art Idealismus ist uns heute fremd, wir assoziieren damit Klassizität, Akademismus, Langeweile, ja ästhetische Ödnis. Spätestens seit Robert Venturis in Zusammenarbeit mit Denise Scott Brown entstandenem Essay interessieren wir uns mehr für spannungsreiche und widersprüchliche Architektur. Damit muss die idealistische Theorie aber nicht falsch sein. Wir nehmen ja weiterhin die Idealität von Parthenon und Pantheon als gegeben hin, ihre scheinbar perfekte Schönheit provoziert uns nur eher negativ in ihrer scheinbar unwiderlegbaren Gültigkeit. Vielleicht schauen wir aber doch einmal genauer hin.

Die Darstellung einer idealen Ordnung auf der Basis der Geometrie scheint das Prinzip von Roms berühmtestem Bauwerk, dem Pantheon, zu sein. Die Grundform des Innenraums ist eine Halbkugel auf einem Zylinderstumpf, dessen Höhe gleich dem Radius der Halbkugel ist, so dass eine der Kuppel einbeschriebene Kugel mit ihrem Scheitel den Boden berühren würde. Ein scheinbar geometrisch perfekter Aufbau – ideale Architektur. Aber ein Detail stimmt nicht, es gibt eine charakteristische Unregelmäßigkeit. Die in sich abgestuften Kassetten, durch die die Halbkugel gegliedert wird, müssten in ihrem Aufbau konzentrisch auf den Kugelmittelpunkt bezogen sein. Da dieser Mittelpunkt aber in der Höhe des Übergangs von Halbkugel zu Zylinder und damit in 24 Meter Höhe liegt, wären die Profile der unteren Kassettenreihen aus Augenhöhe kaum zu sehen. Die Ausrichtung der Kassetten wurde daher nach unten verzerrt, so dass sich aus der Bodenperspektive ein harmonischer Anblick ergibt. Diese gleichmäßige Verzerrung ist so perfekt ausgeführt, dass sie keinem Beobachter auffällt, der nicht davon

weiß. Die Geometrie wird also modifiziert, um eine Harmonie herbeizuführen, die nur für das menschliche Auge gemacht ist und nur von diesem wahrgenommen wird.

Auch die vollendeten Proportionen des Parthenon beruhen auf einer Modifikation der Geometrie. Es gibt keine wirklich gerade Kante an diesem Tempel. Harmonie entsteht hier aus einer überall eingesetzten optischen Korrektur mit höchst komplexen Ergebnissen. Nicht die abstrakte, rationale Geometrie bestimmt das Ergebnis, sondern eine von der Geometrie abgeleitete Formgebung, die so lang einer Modifikation unterliegt, bis das Ergebnis harmonisch ist. Letzter Maßstab ist nicht die geometrische Exaktheit, sondern das Wohlgefallen des menschlichen Auges.

Die der Physiologie des menschlichen Auges geschuldete, über Generationen entwickelte optische Korrektur führt dazu, dass eine Kante gekrümmt sein muss – damit sie optisch gerade erscheint. Geometrische Exaktheit und menschliche Wahrnehmung stehen im Widerspruch zueinander. Kann man die Kurvatur griechischer Tempel, ebenso wie die Verzerrung der Kassetten des Pantheons, noch als optische Korrektur einer idealen Geometrie lesen, so stellt der berühmte dorische Eckkonflikt (Details erspare ich den LeserInnen) schlichtweg einen unauflösbaren Widerspruch dar. Bei den Versuchen, das geometrisch unlösbare Problem zu lösen, verbinden sich ästhetischer Pragmatismus mit hoch entwickelter Sensibilität. Etwas grob könnte man sagen: was nicht passt, wird auf höchst raffinierte Weise passend gemacht. In der menschlichen Wahrnehmung erscheint das Ergebnis dieses Pragmatismus allerdings harmonisch, ohne dass der Betrachter weiß warum.

Die so gewonnene Harmonie nach menschlichen Maßen beruht nicht auf einem Schönheitsempfinden „a priori“ (vor aller Erfahrung) im Sinne Kants, sondern im Gegenteil auf sehr langer Erfahrung, einer Entwicklung, die bei den archaischen Tempeln beginnt und mit dem Parthenon nicht endet. Und die Harmonie des Parthenon lässt sich somit auch nicht mit Berufung auf ewige Wahrheiten beweisen – sie ist zu schön, um „wahr“ zu sein.

Für Komplexität und Widerspruch musste die Architekturgeschichte nicht auf Venturi und Scott Brown warten – sie prägen bereits die ikonischen Bauten der Antike. Ihre Schönheit ist eben nicht beweisbar – dafür umso lebendiger.

NARRATIVES ARCHITEKTUR-ERLEBEN UND MENSCHLICHE IDENTITÄT

Warum es wichtig ist, über die rationale Funktionalität des Bauens hinaus zu denken
Christian Illies (1)

Architektur erleben und erfahren wir auf unterschiedliche Weisen. Praktisch-funktional, wenn wir etwa eine geräuscharme oder günstig gelegene Wohnung suchen, ökologisch, wenn wir deren Energiebilanz im Blick haben, ökonomisch, wenn wir unsere Groschen zählen. All das sind Standardoperationen unserer Rationalität. Etwas anderer Art ist die ästhetische Reaktion, bei der sich rationale mit emotionalen Aspekten mischen; aber sie soll hier nicht das Thema sein. Es soll hier stattdessen um ein nicht rational-funktionales Erleben gehen, das wir etwa dort antreffen, wo wir beim Bauwerk eine eigene Qualität finden, eine besondere Atmosphäre, wie in den bewusst atmosphärisch inszenierten Räumen Peter Zumthors. Wir erleben Qualität auch dort, wo der Architektur mit Ritualen oder Mythen begegnet wird, etwa bei feierlichen Grundsteinlegungen oder dem Richtfest, bei Kirchweihen oder Gründungsgeschichten von Städten. Zu diesem Architekturerleben kann man auch besondere Umgangsweisen mit „heiligen Räumen" zählen, ebenso den bewussten Einsatz von Zahlenverhältnissen oder Formen, wie beispielsweise das pythagoräische Pentagramm, die solche Qualitäten zu besitzen scheinen – das Pentagramm wurde als Verteidigungszauber in der Antike verwendet und gab dem US-amerikanischen Pentagon seine Gestalt. In all den Fällen geht es um Architekturbegegnungen, die einerseits nicht rein ästhetischer Art sind (2), andererseits über das Funktional-Rationale hinausgehen. Und die in unserer entzauberten Welt, wie Max Weber die Gegenwart treffend charakterisiert hat, eigentlich keinen Platz mehr haben sollten, sondern ihr suspekt sind.

Es gibt dennoch einen guten Grund, dieses andere Architekturerleben ernst zu nehmen. Denn es ist keine überflüssige evolutionäre Altlast, sondern tief mit einer mythischen Bewusstseinsform verbunden, wie wir sie im Anschluss an Jean Gebser (1984) nennen können, die ebenso zu uns gehört wie die nüchterne Denkweise der aufgeklärten Rationalität. Im Kern geht es dabei um das Vermögen, Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse so miteinander zu verbinden, dass sie vom Mörtel der Intentionen zusammengehalten werden. Daher sind sie nur in Geschichten angemessen darstellbar. Während unsere dominierende Rationalität vor allem auf kausalerklärenden Verknüpfungen fußt, so ist die Operation des mythischen Bewusstseins eine intentional-narrative Verknüpfung von Ereignissen.

Solche Verknüpfungen sind keine Exzentrik unseres Geistes, sondern wir sind auf sie angewiesen, wie die psychologisch-philosophische Theorie narrativer Identität deutlich macht. Denn wir finden unsere Identität nur, wenn der einzelne sich narrativ mit seiner

Geschichte, Welt und Zukunft verknüpft. Nur so, nicht kausal-erklärend, kann uns eine Sinndeutung der Wirklichkeit und damit auch des Menschen gelingen. Und ohne Sinndeutung ist keine stabile Identität möglich. Aber weil Bauwerke dabei eine besondere Rolle spielen, erklärt sich das andere Erleben der Architektur in seiner oft großen Heftigkeit.

Vernachlässigt die Architektur dieses Bewusstsein, spricht sie es nicht mehr an und bietet dem Betrachter nur banale Formen sowie eine nicht weiter sinngeladene Funktionalität, dann verkümmert der Mensch. Ohne narrative Angebote bleiben Gebäude weit hinter dem zurück, was sie sein könnten und worauf wir angewiesen sind. Das ist die praktische Konsequenz dieser Überlegungen zu einem anderen, „narrativen" (wie ich sie nennen werde) Architekturerleben: Architekten und Bauherren haben die besondere Aufgabe und Verantwortung, dem Menschen sinnvolle Angebote für seine Geschichten zu machen. Damit ist kurz umrissen, was auf den folgenden Seiten gezeigt werden soll.

Das andere Erleben der Architektur

Würden Sie lieber eine Nacht an einer ungeschützten und zugigen Bushaltestelle verbringen oder in einem Haus, in dem kürzlich ein Mord stattgefunden hat? Eine Untersuchung zeigte, dass etwa 50 Prozent der Menschen in den USA die Bushaltestelle vorzögen. Es ist ihnen irgendwie zu gefährlich, das Haus zu betreten, genauer: es ist ihnen zu unheimlich. Auch der eher nüchtern rechnende Immobilienmarkt kennt dieses Phänomen; in den USA oder China kosten Häuser, in denen jemand ermordet wurde, deutlich weniger Geld. Anders als in Deutschland oder Österreich ist es daher zum Beispiel in Kalifornien vorgeschrieben, dass potenzielle Käufer oder Mieter erfahren, ob eine Immobilie der Ort eines Mordes oder Gewaltverbrechens war. Das Gebäude gilt dann als „stigmatisiert" oder – vorsichtiger ausgedrückt – „psychologisch beeinträchtigt", weil es eben keine strukturellen Faktoren sind, die ihren wirtschaftlichen Wert mindern. (3) In Hongkong ist eine solche Immobilie in der Regel bis zu 40 Prozent billiger und eigentlich nur an Ausländer aus Europa oder den USA bzw. an Ärzte oder Krankenschwestern zu verkaufen, weil „die es gewohnt sind, mit Toten umzugehen", wie ein Immobilienmakler bemerkt. (4) Doch sind auch Europäer nicht völlig unbewegt, wenn es um die Vorgeschichte eines Hauses geht: Als müsse man einen bösen Zauber bannen oder die falschen Käufer abschrecken, wurde vor dem Verkauf der Keller des Hauses im österreichischen Amstetten mit Beton gefüllt, in dem Josef Fritzl seine eigene Tochter 24 Jahre lang gefangen hielt, immer wieder vergewaltigte und mit ihr sieben Kinder zeugte, die dort leben mussten. Auch Chicagos berüchtigtes „Mordschloss" musste verschwinden, ein Hotel mit Geheimgängen, Falltüren und isolierten Kammern, das Henry Howard Holmes Ende des 19. Jahrhunderts

errichtete, um dort seine Gäste zu ängstigen, zu foltern, zu ermorden und schließlich in einem großen Säuretank im Keller zu zerlegen. Als wolle man einen Fluch austreiben, fackelten die Anwohner das Gebäude ab; die letzten Reste wurden schließlich ganz abgerissen. (5) Ein Immobilienmakler aber wirbt sogar mit stigmatisierten Häusern und empfiehlt sie Menschen, die im „Halloween-Spirit" sind; denn Häuser mit einer „schrecklichen Vergangenheit", wie er schreibt, seien „wunderbar gruselig" und „gespenstische Orte, die unsere Liebe zu allen Dingen des Jenseits auf die nächste Stufe bringen". (6) Die Zeit wandelt den Schrecken mitunter sogar in Faszination: Wenn ein schreckliches Ereignis lange genug zurückliegt, bleibt oft nur ein reizvoller Kitzel. (7) Was wäre ein Schloss ohne weiße Dame? Die Reality-TV-Serie „Most Haunted" war im Vereinigten Königreich ein großer Erfolg, um mit uralten Mordgeschichten Besucher in Schlösser und Herrensitze zu locken.

Es gibt überhaupt viele Beispiele, in denen diese andere Seite vor allem positiv erlebt wird. Die chinesische Feng-Shui-Lehre beispielsweise versucht, architektonische Gestaltmerkmale (wie die Ausrichtung von Gebäuden, die Form von Räumen usw.) zu identifizieren, die Harmonie befördern oder behindern soll. Zahlreiche Tempel, Kirchen und Gräber gelten als herausgehobene, besondere Orte; in der Thora, dem christlichen Buch Genesis, wird erzählt, dass Gott selbst den Menschen einen Bauplan für den Tempel gab und dessen Bau beauftragte. Auch die Römer identifizierten und verehrten den „genius loci" eines Ortes, seinen besonderen Schutzgeist, dessen Nachwehen wir heute noch spüren, wenn von ihm die Rede ist. Und die alltägliche, oft nur blasse Weise, in der wir eine Ahnung solcher Architekturerlebnisse haben, ist die Empfindung der Atmosphäre eines Gebäudes oder Raumes; diese kann erheben oder irritieren, zum Niederlassen einladen, einnehmend oder ausladend sein.

Diese andere Erfahrungsweise ist offensichtlich ein beliebtes Thema der Kunst. Giovanni Battista Piranesis Radierungen gehen beispielsweise auf dieses Erleben ein, indem sie bedrückend-unentrinnbare „Carceri" darstellen; Expressionisten und Surrealisten (wie Alfred Kubin) verunsichern die Betrachter mit Behausungen, die ein Eigenleben zu haben scheinen; und gelegentlich versucht auch die Musik solche Räume zu gestalten, etwa in Claude Debussys „La cathédrale engloutie", wo er den unheimlichen Glockenklang einer im Meer versunkenen Kathedrale ertönen lässt. In Filmen spielt Alfred Hitchcock virtuos mit dieser Raumwirkung, für Stanley Kubricks „Shining" ist die verstörende Erfahrung des leeren Hotels in den Rocky Mountains zentral, und auch der James Bond Film „Skyfall" lässt einen schottischen Landsitz, in dem Bond seine Kindheit verbracht hat, in beängstigender Weise lebendig werden und bedeutungsvoll in Flammen aufgehen. Besonders die Literatur liebt solche Architekturerlebnisse und spielt dabei ihr Vermögen aus, den Leser mit in die Psyche anderer Menschen zu nehmen. So kann sie nicht nur mesmerisierende Architektur beschreiben und mit Worten anschau-

lich machen, sondern auch das innere Erleben der Protagonisten angesichts von Gebäuden schildern. Theodor Storm spricht in seinem Gedicht „Die Stadt“ in anrührend-zeitloser Weise von den Empfindungen, welche die „graue Stadt“ seiner Kindheit bei ihm auslöst, die sich in einen magischen Ort verwandelt hat. Er ist sich dabei des eher eintönigen, reizlosen Ambientes seiner Heimatstadt bewusst, die nahe „am grauen Strand, am grauen Meer“ liegt und deren Dächer vom Nebel gedrückt werden. Aber all das wandelt sich in seinem Erleben:

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer. (8)

Als virtuoser Meister der deutschen Sprache macht er im Rhythmus dieser letzten Strophe zugleich das Auslaufen der Wellen selbst hörbar, „… für und für/ …. dir, auf dir“, die er in der ersten Strophe beschrieben hatte: „Und durch die Stille braust das Meer …“. Er drückt so nicht nur seine Empfindung aus, sondern macht sie für den Leser miterlebbar.

Die Literatur kann gerade den Zusammenhang der Architektur, der Menschen und ihres Erlebens ausloten. In seinem 1909 erschienenen Roman „Die andere Seite“ imaginiert und illustriert Alfred Kubin, der symbolistische Fantasy-Autor avant-la-lettre, seine Traumstadt „Perle“ hinter einem Wolkenvorhang. Diese Stadt korrespondiert mit ihren Bewohnern; ihr Schimmel begleitet den Sittenverfall ihrer Bewohner. Dieses Werk hat wiederum Franz Kafka stark beeinflusst, der in seinem unvollendeten Roman „Das Schloß“ (1926) die wohl unheimlichste Darstellung der Unverfügbarkeit und Unzugänglichkeit erschuf und den Leser selbst beklommen werden lässt, wenn er immer tiefer in die Abgründe des Schlosses hinabsteigt. Oder denken wir an die Beschreibung einer labyrinthischen Bunkerstadt in Belgien, die sich in W. G. Sebalds „Austerlitz“ (2001) findet, eine Architektur als Weltanschauung ihrer Erbauer und Bewohner, deren Stahl und Beton der Leser als Chiffren eines entseelten Menschseins versteht.

Anmerkung der Redaktion: Der Beitrag von Christian Illies über den narrativen Aspekt von Architektur sprengt in seinem Umfang den Rahmen eines Heftes. Wir drucken ihn daher in drei Folgen ab. Die beiden weiteren Teile erscheinen in den nächsten zwei Heften unter der Rubrik „Seitenblicke“.

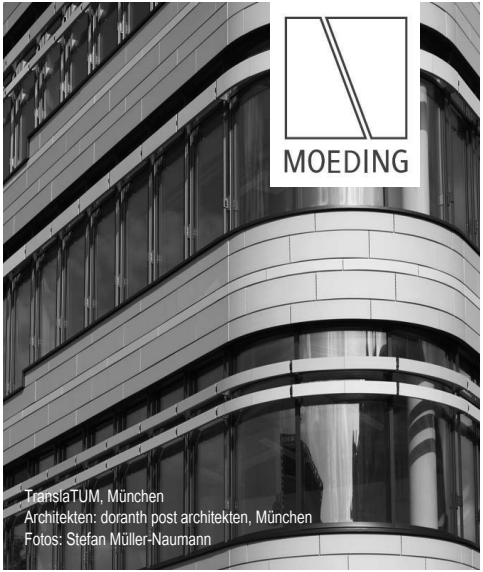
(1) Ich bin Matthias Betz, Klaus Bieberstein, Martin Düchs, Andreas Grüner, Michael Heinrich und Nick Ray dankbar für anregende Gespräche, Inspirationen, Kritik und Informationen. Vor allem aber Hans Gutbrod, der mir am Kaminfeuer erstmals von der Bedeutung von Geschichten erzählt hat.

(2) Es kommt allerdings auf den Begriff der Ästhetik an. Bei den jüngeren Diskussionen zu Atmosphären werden diese vielfach auch als ein Teil der Ästhetik verstanden; in diesem Fall würde sich das hier thematisierte Architekturerleben mit dem ästhetischen Erleben überlappen.
(3) Das kalifornische Gesetz verlangt eine Offenlegung nur, wenn das Ereignis innerhalb der letzten drei Jahre stattgefunden hat. Es gab jedoch einen erfolgreichen Rechtsstreit (Reed gegen King), bei dem ein Käufer nach dem Kauf erfahren hatte, dass sein neues Haus ein Jahrzehnt zuvor Schauplatz eines mehrfachen Mordes gewesen war. Das Gericht stellte fest, dass diese Ereignisse den Wert des Hauses beeinträchtigten.
(4) http://edition.cnn.com/2011/11/22/world/asia/hong-kong-haunted-houses/index.html (20.1.2018) Siehe auch https://www.n-tv.de/wirtschaft/Attraktive-Investition-in-Hongkong-article729170.html (21.1.2018).
(5) Siehe http://chicagoist.com/2015/11/02/i_was_born_with_the_devil_in_me_a_h.php (2.11.2018)
(6) http://www.mydomaine.com/real-estates-10-most-haunted-houses-on-the-market (21.1.2018). Eine davon ist zum Beispiel das Anwesen Schweppe in Lake Forrest, Illinois. Es wird so gepriesen: „Spukhafte Vergangenheit: Zunächst einmal starben sowohl Laura als auch Charles Schweppe im Innern des Anwesens. Dann gibt es das als ‚Fenster der Schweppe' bekannte Fenster, das auf geheimnisvolle Weise immer sauber ist. Man erzählt sich, dass der Geist von Schweppe durch die Scheibe schaut, um zu sehen, wer kommt. Außerdem sollen die Diener immer noch Mahlzeiten für längst verstorbene Hausherren zubereiten." Kein Wunder, dass der Verkaufspreis 12 Millionen Dollar beträgt.
(7) Eine Studie der Wright State University aus dem Jahr 2000 ergab, dass Stigmata den Verkaufspreis im Durchschnitt nur um drei Prozent sinken ließen. Stigmatisierte Häuser waren 45 Prozent länger auf dem Markt als vergleichbare Häuser. (http://www.hgtv.com/design/real-estate/get-a-bargain-on-a-stigmatized-property)
(8) https://www.staff.uni-mainz.de/pommeren/Gedichte/Storm/stadt.htm (23.10.2020)

MOEDING
KERAMIKFASSADEN

Das Fassadensystem der Zukunft.
vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt

www.moeding.de



MOEDING

TranslaTUM, München
Architekten: doranth post architekten, München
Fotos: Stefan Müller-Naumann

POST RATIO

Ute Poerschke

Natürlich hat Architektur mit Ratio zu tun. Der Architekt ist Treuhänder des Bauherrn, und Vertrauen gewinnt man durch vernunftmäßiges Handeln. Aber Architektur entsteht nicht durch Ratio allein. Es gibt in der Architekturgeschichte nur wenige Phasen, in denen sich Architekten und Architekturtheoretiker allein auf die Ratio verließen. Ratio hatte meistens Gegenspieler und Gegenstücke – und zwar aus gutem Grund.

Vitruv nannte als Ergänzung zur Ratio die handwerkliche Erfahrung, denn nur aus beidem – aus „fabrica" (Handwerk) und „ratiocinatio" (geistiger Arbeit) – erwachse das Wissen der Architekten. Vitruv definierte fabrica als „die fortgesetzte und immer wieder (berufsmäßig) überlegt geübte Ausübung einer praktischen Tätigkeit, die zum Ziel eine Formgebung hat" (Quellen siehe Textende). Erfahrung beruht auf dem Machen – auch beim Entwerfen. Obwohl man beim Machen ebenfalls überlegt, muss Erfahrung nicht begründet werden. Man sagt „meiner Erfahrung nach ..." und schafft sich dadurch Autorität. Aber immer, wenn wir es mit dieser Autorität zu bunt treiben, wird der Ruf nach Ratio laut.

Der Ruf nach Ratio ist also der Versuch, entfesselte Kräfte wieder einzufangen, gestern wie heute. Der Ausgang, ob sich die Ratio oder die Erfahrung durchsetzt, ist meist offen.

Ein Gegenspieler der Ratio im Architekturdiskurs des 18. und 19. Jahrhunderts war das „Ideal". Bauen nach historisch-legitimiertem, das heißt antikem Ideal bedurfte keiner Begründung. Jene Architekten, deren Architekturen auf Nachahmung von hergebrachten Vorbildern (oder Mustern) basierten, nannte man „Anciens", deren rationale Gegenspieler „Modernes". Das Problem mit Idealen: Hat man sie einmal gefunden, ist nichts Neues mehr möglich, Ideale muss man nachahmen in alle Ewigkeit. Für die Modernes ging es darum, diese Autorität des Ideals mit Hilfe der Ratio in Frage zu stellen. Es dürfe nur „der Verstand [ragione] und nicht die Nachahmung den Geist der neuen Architekten" anleiten, beschwor zum Beispiel der Architekturtheoretiker Andrea Memmo. Nur die Ratio erlaube, zu neuen Kenntnissen vorzustoßen und damit auch neue Architektur zu entwickeln. Memmo bezog sich auf seinen Lehrer Carlo Lodoli, der in der klassischen Moderne als „scrittore razionalista" (Nino Gallo) gefeiert wurde. Wir finden diese Einstellung aber auch bei anderen Theoretikern, zum Beispiel bei Francesco Milizia, der in mehreren seiner Bücher anmerkte: „Man sollte nie etwas machen, ohne gute Gründe angeben zu können. [...] Beispiele und Autorität sind keine Gründe."

Aber auch die Anciens hatten Argumente für sich: Sollte man nun etwa die schönsten Gebäude aller Jahrhunderte abreißen? Warum die Architektur mit ihrem über Jahrhunderte entwickelten Formenreichtum über Bord werfen? Würde die Architektur nicht arm, „wunderlich fürs Auge und unbequem für den Gebrauch"

(Francesco Algarotti), wenn wir das Alte ignorierten und nur auf reine Logik setzten?

Dieser Widerstreit setzte sich durch die Jahrhunderte fort. Nahm die Ratio überhand, sah man die Gefahr, dass Architektur in Schematismus abgleitet. Gottfried Semper kritisierte zum Beispiel Jean-Nicolas-Louis Durand mit den Worten, dieser „verliert sich in Tabellen und Formeln, ordnet alles in Reihen und bringt auf mechanischem Wege eine Art von Verbindung zwischen den Dingen heraus, anstatt die organischen Gesetze zu zeigen, mittels deren sie in Beziehung untereinander stehen". Diese Gefahr erkannte auch Adolf Behne, als er 1926 betonte, dass Rationalismus in der Architektur Regelmäßigkeit, Standardisierung und Typisierung anstrebe und damit in letzter Konsequenz die Gefahr in sich berge, „sich zum Schema abzuplatten". Diese Gefahr würde gemindert, so Behne, wenn man als Gegenspieler auch das „Individuum" in ein Werk einfließen ließe. Ungeachtet seiner Worte brachten die 1920er- und frühen 1930er-Jahre unzählige Rufe nach Rationalität hervor, die von „Rationellen Bebauungsweisen" (der Titel des CIAM-Kongresses von 1930) bis zum italienischen Razionalismo reichten. So lesen wir im Manifest des Razionalismo, „wahre Architektur" müsse „sich aus einer engen Anlehnung an die Logik und die Rationalität ergeben [...] durch Selektion aus dem konstanten Gebrauch der Rationalität und der vollkommenen Entsprechung zwischen Struktur und Zweck des Bauwerks".

Kein Wunder, dass als Reaktion auf so definiertem Rationalismus und Funktionalismus das Pendel wieder umschlug und man sich spätestens in den 1960er-Jahren an Pluralismus und ästhetischem Spiel erfreute und Komplexitäten und Widersprüche (Robert Venturi) auslebte. Ob wir heute den Ausgleich der Gegenspieler zwischen BIM-Rationalität und Ornament-Lust gefunden haben, ist fraglich. Es ist gut, dass das reine Denken und die sinnliche Anschauung, das Diskursive und das Intuitive, in stetem Widerstreit sind.

Vitruv: Zehn Bücher über Architektur, Darmstadt 1991, S.23
Andrea Memmo: Elementi d'architettura lodoliana ossia l'arte del fabbricare con solidità scientifica e con eleganza non capricciosa, Bd. 2, Milano 1834, S.83. Nino Gallo, zitiert in Edgar Kaufmann: "Memmo's Lodoli", in: The Art Bulletin 46 (1964), S.159. Francesco Milizia: Dizionario delle Belle Arti del Disegno, Bassano 1797, Bd. 2, S.90.
Algarotti, übersetzt von Rudolf Erich Raspe: Versuche über die Architectur, Mahlerey und musicalische Opera, Cassel 1769, S.20
Gottfried Semper: Kleine Schriften, Berlin/Stuttgart 1884, S.262. Adolf Behne: Der moderne Zweckbau, München 1926, S.63
Ulrich Pfammatter: Moderne und Macht. Razionalismo, Braunschweig/Wiesbaden 1990, S.167-8.

VERNUNFTBEGEISTERUNG

Irene Meissner

Um 1800 revolutionierte eine völlig neue Entwurfsmethode, die bis heute von größter Bedeutung ist, die Architektur. Jean-Nicolas-Louis Durand (1760–1834) entwickelte an der Pariser École polytechnique ein radikal systematisiertes Entwurfsprinzip, das er in den Preçis des leçons d'architecture, den Veröffentlichungen seiner Vorlesungen, niederschrieb. Durand legte sämtlichen Bauaufgaben und allen Elementen der Architektur ein Raster zugrunde. Ob Kirche, Palast oder Bibliothek, ob Grundriss, Aufriss oder Schnitt, alles wurde damit buchstäblich vergleichbar. Jeder Entwurf und jede Bauaufgabe baut sich nur durch Variation gleicher Elemente über einem Raster auf, die Égalité der französischen Revolution hielt Einzug in den Architekturentwurf. Entwerfen war somit nicht mehr eine Angelegenheit des individuellen „Genius", sondern der nüchtern-vernünftigen Arbeit, die durch ein Quadratraster bestimmt war. Grundlage dieses rationalen, auf den bürgerlichen Idealen der Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit begründeten Architektursystems war der neue „Urmeter der Architektur", den Durand als den Achsabstand zwischen zwei Säulen bestimmte. Im Gegensatz zu dem seit der Antike geläufigen Maß, dem Säulendurchmesser, mit dem ein Bau nach menschlichen Maßen proportioniert wurde, ist der Achsabstand ein konstruktives materialbezogenes Maß des Tragsystems.

Durands revolutionäre Veränderung der Architekturkonzeption fand sofort Nachfolger und beeindruckte beispielsweise auch den jungen Leo von Klenze, der in Paris bei dem berühmten Architekturlehrer studierte. Klenze wendete Durands Modulsystem erstmals bei der Münchner Glyptothek an, und dieses Entwurfsprinzip bestimmte dann alle seine folgenden Bauten, darunter auch die Alte Pinakothek. Allerdings ging es Klenze nicht um den egalitären Ansatz, sondern um die mit dem Raster verbundene Rationalität und Funktionalität. Auch Friedrich von Gärtner, der ebenfalls bei Durand studiert hatte, und dem es gelang, Klenze in der Gunst des Königs zu verdrängen, verwendete die rationale Rastermethode bei seinen Großbauten wie der Bayerischen Staatsbibliothek. Als er 1820 die Bauschule an der Akademie der Bildenden Künste übernommen hatte, führte er diese von der École polytechnique auf ganz Europa ausgreifende Lehrmethode ein. Die großen Bauaufgaben Gärtners lockten zahlreiche Schüler aus ganz Europa an, unter anderen auch Gottfried Semper, der eine kurze Zeit bei Gärtner studierte. Dieser sah hingegen in dem Durandschen Entwurfsprinzip ein Grundübel der Architektur seiner Zeit: „Die Durandschen Assignaten, die dieser Schachbrettkanzler für mangelnde Ideen in Kurs setzt. Sie bestehen aus weißen Bögen, die nach Art der Strickmuster oder Schachbretter in viele Quadrate geteilt sind, auf denen sich die Risse des Gebäudes ganz von selbst ordnen."

Trotz vielfacher Kritik wirkte die Rasterlehre auch im 20. Jahrhundert weiter. Das Entwerfen mit Kreis und Quadrat beziehungsweise

mit einfachen geometrischen Baukörpern prägte beispielsweise Le Corbusier entscheidend, aber ihm ging es darum, mit seinen Bauten durch geometrische Grundformen bestimmte Wirkungen beim Betrachter oder Benutzer hervorzurufen. Architektur definierte er als wirkungsmächtige Poesie, die er als „Lehre Roms“ an den großen römischen Bauten wie dem Pantheon, der Cestius-Pyramide oder dem Kolosseum in seinem Buch „Vers une architecture“ (1923) darlegte. Corbusiers Theorie beeinflusste dann wiederum eine Gruppe junger norditalienischer Architekten, die gruppo 7, deren Hauptvertreter – Luigi Figini, Adalberto Libera und Guiseppe Terragni – begeisterte Verehrer Le Corbusiers, aber auch alle Mitglieder der faschistischen Partei waren. 1926 verfasste die Gruppe ein Gründungsmanifest und betonte, dass sie nicht mit der Tradition brechen wolle, sondern dass die neue Architektur durch Konzentration auf einige Bautypen und durch strikte Beachtung von Logik und Rationalität entstehen müsse. Mit der Ernennung Benito Mussolinis zum italienischen Ministerpräsidenten (1922) sei nun Italien am würdigsten, diese Erneuerungsbewegung zur Vollendung zu bringen. 1930 nannte sich die Gruppe Movimento Italiano per l’Architettura Razionale (MIAR) und organisierte eine Ausstellung in Rom, dem Zentrum der konservativen Architektur, die von Marcello Piacentinis monumentalen Neoklassizismus dominiert wurde.

Um die moderne Architektur vom Vorwurf der Internationalität zu befreien, betonte die Gruppe das römische Vorbild mit dem Ziel, selbst zur offiziellen faschistischen Staatskunst aufzusteigen: „Wir fühlen, daß dies unsere Architektur ist, denn wir sind die Erben der römischen Baukraft. Die römische Architektur war rational, nützlich, industriell. Wir wenden uns also an die Jugend und fordern sie im wahren faschistischen Geist auf, uns zu folgen.“ Der Faschismus sollte durch Technik und Konstruktion, also mit architektonischen Mitteln als modern und fortschrittlich repräsentiert werden, wobei gleichzeitig den großen Ingenieurleistungen des antiken Rom das architektonische Können des neuen faschistischen Rom gegenübergestellt werden sollte. Die antike römische Architektur, deren Kennzeichen Rationalität und Nützlichkeit gewesen waren, sollte als Romanità mit einer klassizistisch-geometrischen Formensprache in die Moderne übertragen werden. Ein Schlüsselwerk, bei denen die Ideen des Faschismus auch in moderner Architektur ihren Ausdruck fanden, ist die von Terragni errichtete Casa del Fascio (1932–1936), die Parteizentrale, das Haus des Faschismus in Como.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, dem Ort und einer geometrisierenden Formensprache brach in Italien nicht ab und führte in den 1960er-Jahren zu einem Wiederaufleben des Rationalismus. Aus dem Diskurs über die Kontinuität entwickelten sich die Themen „Ort“, „Kontext“, „Gedächtnis“ und „Typus“, die zu Schlüsselbegriffen der folgenden Architekturdebatten wurden und noch heute eine wichtige Rolle im Architekturdiskurs spielen. Die wichtigsten Anstöße gingen von Aldo Rossi aus, der schon wäh-

rend seiner Studienzeit am Politecnico in Mailand und dann auch als selbständiger Architekt bis 1964 an der von Ernesto N. Rogers herausgegebenen Zeitschrift „Casabella-Continuità“ mitarbeitete. Seine Theorien fasste er in der einflussreichen Studie „L’architettura della città“ (1966) zusammen. Der wichtigste Begriff Rossis ist „Typus“, denn im Typ verdichtet sich für ihn das kollektive Gedächtnis einer Gruppe oder Gesellschaft. Der Typ – von Rossi im Sinne von geometrischen Grundformen verstanden – vermittelt Permanenz und Dauer durch Architektur. Daraus entwickelte Rossi die architektonische Bewegung „Tendenza“ sowie die Theorie der „Architettura Razionale“ („Die rationale Architektur als Architektur der Tendenz“, 1970), die auch als „Neorazionalismo“ bezeichnet wird. Der Rationalismus der faschistischen Gruppe MIAR lebte somit, ohne sichtbare ideologische Bezüge und in neuen Zusammenhängen, formal im Neorationalismus fort.

In Nachfolge von Rossi wurde in Deutschland Oswald Matthias Ungers zu einem führenden Vertreter des Neorationalismus, der wiederum Architekten wie Max Dudler oder Hans Kollhoff beeinflusste. Die unterschwellig doch noch mit dem Rationalismus verbundenen historischen Bezüge gerieten im vergangenen Jahr über den Walter-Benjamin-Platz in Kollhoffs Berliner „Leibnizkolonnaden“ (1997–2000) in die Schlagzeilen. Die Kolonnaden wurden stilistisch mit den Turiner Bauten des während des Faschismus einflussreichen Architekten Marcello Piacentini verglichen, aber eigentlicher Stein des Anstoßes war die von Kollhoff mitten auf dem Platz angebrachte Inschrift „Usura“ (Wucher) des Mussolini-Bewunderers und Antisemiten Ezra Pound (Anfang 2020 wieder entfernt). Der Zusammenhang zwischen Rationalismus und italienischem Faschismus ist auch heute noch brisant, aber Rationalismus ist damit nicht automatisch diskreditiert. Es gilt, die positive Seite der Rationalität und damit das Erbe der Aufklärung, das „Sapere aude“ (Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen) immer im Bewusstsein zu halten, auch beim Entwerfen.

POET UND STRATEGE

Klaus Friedrich

Mit 39 Jahren endete das kurze, von enormer Schaffenskraft geprägte Leben Giuseppe Terragnis. Er war der Poet des Razionalismo, der architektonischen Avantgarde Italiens zwischen den beiden Kriegen. Wie auch in Deutschland gab es in Italien eine enge Verflechtung zwischen Künstlern und Architekten, die nach dem Ende des großen Blutvergießens in Europa die Notwendigkeit für und den Sinn in einer neuen Gesellschaftsordnung sahen, an deren Erschaffung beide – Künstler wie Architekten – großen Anteil haben sollten.

I926 gründeten sieben ehemalige Studenten des Polytechnico di Milano, zu denen auch Giuseppe Terragni gehörte, die Gruppo 7. Sie waren die ersten Vertreter der rationalistischen Architektur in Italien. Unter Berufung auf die klassische Antike mit ihren klaren geometrischen Formen, die italienische Renaissance und auf die Tradition schrieben sie: „Nicht wir wollen mit der Tradition brechen, es ist die Tradition, die sich wandelt und neue Aspekte annimmt, unter denen sie nur wenige wiedererkennen.“ (1). Eine Gruppe von Künstlern, die sich um die Zeitschriften Valori Plastici (Malerei, gegr. 1918) und La Ronda (Literatur, gegr. 1919) formiert hatte, zu denen auch Giorgio De Chirico, Giorgio Morandi und Carlo Carrà zählten und mit denen die Gruppo 7 gemeinsam Schriften veröffentlichte, verlieh den Bemühungen um eine neue Ästhetik, die sich den Prinzipien der Abstraktion, der Reinheit der Form und der Logik verpflichtet sah, zusätzliches Gewicht.

Die Vorläufer der ab 1928 zum Movimento Italiano per l’Architettura Razionale, MIAR, zusammengeschlossenen Architektenschaft waren ebenfalls Mailänder Kollegen, die Architetti del Novocento (u.a. Giovanni Muzio, Giuseppe De Finetti und Gio Ponti). Sie hatten eine gemäßigte Avantgarde innerhalb der zeitgenössischen Architekturströmungen Europas vertreten und in ihrem Aufruf „Ricchiamo all´ordine“ erstmals die Abkehr von den teils erratischen Anwendungen dekorativer Elemente der Neugotik und der Neurenaissance gefordert. Einer pasticheartigen Collageform historischer Versatzstücke, für das der Mailänder Hauptbahnhof von Ulisse Stecchini, erbaut in den Jahren 1925-36, beispielhaft herangezogen werden kann.

Terragni bezieht unter den italienischen Rationalisten in mehrfacher Hinsicht eine Sonderposition, da er sich trotz Bekenntnis zum Faschismus weder in seiner architektonischen Formensprache noch in seinem experimentierenden, forschenden Arbeitsstil von den Erwartungshaltungen der Partei vereinnahmen ließ. Seine beiden Hauptwerke, die Casa del Fascio (1932-36) und der Kindergarten Sant´Elia (1936-37) in Como verstrahlen eine Transparenz, Offenheit und bisweilen Leichtigkeit, die scheinbar im Gegensatz zu Material,

Kargheit der Struktur und Stringenz der Komposition stehen. Eine bleiern statisch wirkende Monumentalität, wie sie Marcello Piacentinis Entwürfen eigen ist, sucht man bei Terragni vergebens. Seine Entwürfe bauen auf einem Spiel aus Form und Proportion auf, das geometrische und arithmetische Verhältnisse in Fassade und Grundriss sehr differenziert und feinfühlig erkundet.

Beim genauen Studium der Fassaden der Casa del Fascio lassen sich beispielsweise die inneren Übereinstimmungen von Platz zu Seitenfassaden trotz deutlich verschiedener Geste ausmachen. Das Vokabular der Öffnungen und Fenster, mit der Terragni alle vier Fassaden bespielt, ist gleich. Die Variation, mit der die unterschiedlichen hierarchischen Gewichtungen erreicht werden, ist jedoch sehr subtil. Es finden sich keine gänzlich verschiedenen Fenstertypen, jedoch mehrere Formate und Orientierungen, ohne dass daraus eigene Kategorien von Fenstern erwachsen würden (zum Beispiel Festverglasung – Öffnungsflügel, Nebenraumfenster – Hauptfenster). Der quadratische Baukörper ist damit im akademischen Sinn wie ein Würfel auf allen Seiten gleich behandelt. Und doch wirkt Terragnis Architektur nicht wie eine didaktische Übung. Die Hauptansicht gegenüber dem Dom verstrahlt Würde, Haltung und Eleganz ohne jegliche übertriebene Feierlichkeit und Pathos.

Stellt man der Casa del Fascio Terragnis das Bauhaus in Dessau, ein Hauptwerk von Walter Gropius, gegenüber, das exakt zehn Jahre früher fertiggestellt wurde, mit der Frage, ob und falls ja, welche Verbindungen zwischen den beiden bestehen, beginnt ein gedankliches Experiment. Das Bauhaus ist als komponierte Baukörperplastik angelegt, die einen wesentlichen Teil ihrer Spannung aus den Proportionen und der räumlichen Lage der Teilvolumina bezieht. Ein ähnliches Prinzip wiederholt sich bei den Fassaden durch den Einsatz unterschiedlicher Elemente: Bandfassade, Lochfassade, Vorhangfassade sowie den dazugehörigen Fenstertypen Drehfenster, Lamellenfenster, Festverglasung. Die jeweiligen Funktionen innerhalb des Gebäudes sind in eigenständigen Bauteilen untergebracht. Im Gegensatz zur Casa del Fascio, die Asymmetrie im Wesentlichen nur an den Fassaden offenbart, ist das Bauhaus vom Grundriss bis zur äußeren Hülle einer freien Komposition unterworfen. Es lässt sich erst nach dem vollständigen Umlaufen in seiner räumlichen Ausdehnung erfassen und entfaltet seinen repräsentativen Charakter, ohne dass eine der Fassaden eine besondere Dominanz erhielt.

Bezieht man in seine Entstehung nun das Wissen um seine architektonischen Vorläufer ein, zeigt sich, dass die Motivation zum Bruch mit klassischen, symmetrisch geprägten Raumordnungen bei Gropius zu einem großen Teil auf die Konfrontation mit der holländischen Künstlergruppe De Stijl und ihrer theoretischen Grundlagen herrührt, insbesondere durch den persönlichen Kontakt mit Theo van Doesburg. Zum Zeitpunkt der Bauhausgründung in Weimar im Jahr 1919 war Walter Gropius noch den Ideen des 1918 gegründe-

ten Arbeitsrats für Kunst anhängig, die in die Forderung mündeten „Kunst und Volk müssen eine Einheit bilden. Die Kunst soll nicht mehr Genuss weniger, sondern Glück und Leben der Masse sein.“ (2) Wie eine Vielzahl weiterer Architekten und Künstler vertrat er mit Nachdruck die Auffassung, dass die Rückbesinnung auf die Gotik am ehesten geeignet sei, nach den Verwerfungen des Ersten Weltkriegs eine soziale Einheit wiederherzustellen. So zeige sich in der Erschaffung der gotischen Kathedrale die gemeinsame Anstrengung der mittelalterlichen Gemeinschaft der Bürger, Handwerker und Künstler. (2)

Gropius übernahm einen Großteil dieses Gedankenguts für die Formulierung des Bauhaus-Manifests und die inhaltliche Ausrichtung der neugegründeten Schule. Sein Entwurf für das Haus Sommerfeld und das später unter seiner Leitung von Studenten ausgeführte Haus am Horn (1923) dokumentieren sowohl die formbildnerische und werkstättische Ausrichtung seiner Lehre als auch den Beginn der „Baukasten im Großen“-Überlegungen. Letztere finden sich bauplastisch in anspruchsvollster Weise verwirklicht im Bauhausgebäude selbst wie in den Meisterhäusern. Ihren rationellen Gedanken einer seriellen Fertigung offenbaren sie in dem unmittelbar nach dem Bauhaus 1926 begonnenen ersten Bauabschnitt der Siedlung Dessau-Törten.

Sowohl das Bauhaus in Dessau als auch die Casa del Fascio in Como standen bei ihrer Entstehung unter einer großen Erwartungshaltung zur Repräsentation: Das Bauhaus musste als gebautes Programm die Ausbildungsinhalte der Schule visualisieren. Die Casa del Fascio sollte die neue politische Ordnung des Faschismus zum Ausdruck bringen. Sie tat dies mit den Mitteln einer Transparenz und Offenheit, die ihrem Architekten entsprach, ohne den Vorstellungen der Partei zu genügen. Das Bauhaus steht für eine räumliche Komplexität und Raffinesse, die sein Schöpfer mit den darauffolgenden Überlegungen des seriellen und rationellen Bauens nie mehr erreichte.

(1) Gruppo 7, „La rassegna italiana“, 1926
(2) Winfried Nerdinger, Walter Gropius – Architekt der Moderne; aus: Eberhard Steinberg (Hg), Arbeitsrat für Kunst 1918-1921, Düsseldorf 1987

DIE LIST DER VERNUNFT

Erwien Wachter

„Ich fürchte mich vor dem Tag, an dem die Technologie unsere Menschlichkeit übertrifft. Auf der Welt wird es nur noch eine Generation aus Idioten geben.“ Albert Einstein

Denn sie wissen nicht was sie tun. Wagen wir einen Blick voraus: In vielleicht nicht so ferner Zukunft werden Algorithmen den Echoraum unserer Wahrnehmung besetzt und uns durch ihren Dauerton in Unruhe versetzt haben. Unausweichlich und unvermeidlich – vielleicht. Irgendwie geht es uns wie Epimetheus, einem Bruder des Prometheus, dem er hoch und heilig versprechen musste, niemals ein Geschenk der Götter anzunehmen. Nun, beim Anblick der verführerischen Pandora würden wir gewiss auch schwach, bekämen wir von ihr eine goldene Büchse des Zeus gereicht. Wir müssten lügen, um nicht zuzugeben, dass die stete Neugier, die uns antreibt, uns immer wieder solche Büchsen öffnen ließe, wohl wissend, dass sich der Mythos erfüllen könnte, sämtlichen Übeln der Welt das Tor zur Verbreitung über den gesamten Globus zu öffnen. Dennoch schwingt in allen Dingen die Hoffnung mit, dass sich alles immer auch zum Besten fügen könne. Nur, und das nicht ohne Sinn, im Mythos blieb die Hoffnung als einziges in Pandoras Büchse zurück. Allerdings nicht lange. Dass die Hoffnung für den Menschen bedeutsam ist, obwohl sie das freie Denken verfälscht, sie dennoch als tröstliche Zuflucht dient, hat schon John Steinbeck im Logbuch des Lebens beschrieben.

Die Algorithmen ein Geschenk der Götter? Was also tun, um der Bredouille einer Ahnung von Ohnmacht ihr gegenüber zu entgehen? Trotzdem weiter hoffen? Oder hilft es vielleicht, sich Strategien zu erdenken, um einer Zukunft im Korsett einer von Algorithmen bestimmten Welt doch nicht machtlos ausgeliefert zu sein und stattdessen unsere Lenkmächtigkeit zu bewahren? Ermutigend kann auch hier wieder auf die griechische Mythologie zurückgegriffen werden: Dort finden wir Helden, wie etwa Odysseus oder Hera, die sich mit List und Tücke aus der Bedrängnis unheilvoller Situationen zu befreien wussten. Und immer wieder erzählt die Geschichte davon, wie einer scheinbaren Ohnmacht wirksam begegnet werden kann. Einmal war es das Gottvertrauen, mit dem der junge David in seinen Zweikampf gegen den schier übermächtigen Goliath zog, ein andermal, wie im Märchen der Gebrüder Grimm vom Wettlauf Hase gegen Igel, war es eine List, die zur Niederlage der meist sich als Sieger wähnenden Rivalen führte.

Bleiben wir beim Wettlauf des Hasen mit dem Igel: Der eitle Hase verlacht den kurzbeinigen Igel, worauf dieser ihn ungeniert zum Wettlauf fordert. Siegesgewiss nimmt der Hase die Herausforderung an, muss aber eine unerwartete Schlappe hinnehmen: der Igel ist am Ziel schon da. Der Hase nun heftig irritiert, verlangt Revanche um Revanche, unterliegt jedes Mal erneut, bis er erschöpft zusammenbricht und stirbt. Von der List des Igels, seine Frau bereits

vorher am Ziel postiert zu haben, hat er nie erfahren. Und nun zur Moral: verwerfliche Selbstüberschätzung zahlt sich nicht aus. Wirksamer ist die Bereitschaft zur Verständigung, wenn man sich auf etwas einlässt. Mag der Unterschied auch noch so groß sein. Algorithmen sind nicht gottgegeben. Algorithmen wissen auch nicht, was sie tun. Oft weiß es aber der Mensch auch nicht. Fatal dabei ist, dass es dieser Technologie völlig egal ist, was ihre Ergebnisse eigentlich bringen. Dennoch wird auch sie – wie jede technische Neuerung als Heilsversprechen gepriesen – oft ungeprüft und unverstanden als hilfreich und vorteilhaft angenommen. Der Glaube, man habe das Heft in der Hand, wird mehr und mehr zum Irrglauben, wenn sich im Gewirr komplexer werdender Strukturen in einem undurchsichtigen Dschungel ihre Spuren verlieren. Braucht es etwa Notbremsen, um eine drohende Bevormundung der Menschen durch „intelligente" Systeme zu verhindern? Über welche List müssten wir verfügen, die uns den Zweifel daran nimmt, ob wir nun Hase oder Igel, ob wir der Stärkere oder der Schwächere – ob der Klügere, der Vernünftigere sind?

Mag sein, dass es dringend geboten ist, sich eine List zu erdenken, um sich der bedrohenden Hilflosigkeit in einer um sich greifenden, scheinbar unaufhaltsamen Allmacht von Systemen zu entziehen. Aber muss das wirklich sein? Haben wir uns nicht immer wieder Zauberlehrlinge gehalten und sind dabei willig der Faszination der Möglichkeiten ihres Einsatzes erlegen? Nun, schadlos war es nicht immer. Ohne Zweifel bieten Algorithmen Vorgehensweisen, um Probleme zu lösen. Und vielleicht können Algorithmen irgendwann Entscheidungen für uns so gut treffen, dass unser Blick verstellt sein müsste, um ihren Direktiven nicht zu folgen. Warum also dieses Fieber? Nicht die Grundbedingungen sind es, die uns bewegen, sondern es sind die möglichen Folgen, die uns gegen den ohnehin schon omnipräsenten „Besserwisser" in allen Lebenslagen aufbringen müssten. Und, wie lange werden wir uns ohne eigene Steuerungsnetze wohl noch im Wissensdunkel ihrem penetranten Steuerungsdrang erwehren können? Steht fortan etwa unser Ruf als Krone der Schöpfung auf dem Spiel? Übersehen wir die schleichende Veränderung, die uns zum bloßen Zwischenlager einer schwindenden Vernunft umbaut? Es war immer so, dass sich die menschliche Leidenschaft das Verborgene erhellen will und sie dazu immer neue Zauberlehrlinge in die Welt schickte. Nur, ein „Besen! Besen! Seids gewesen." wird es immer seltener geben, weil der ungebrochene Entdeckerdrang nun mal die Wirkdimensionen verschiebt und die gesuchte Assistenz der Algorithmen uns zu Assistenten von Maschinen wandelt.

Wir leben zweifelsohne in einer sozialen Megamaschine, in der die Menschen sich in arbeitsteiligen Gesellschaften Regelwerken unterwerfen, um ein „höheres" Ziel zu erreichen. Aber, die heutige Informationsgesellschaft ersetzt die Mechanismen der Vergangenheit zunehmend durch technische quasiintelligente Systeme, denen das Bewusstsein für die zeichenhafte Wirkkraft ihrer

Prozesse fehlt. Dass das zu einer Umwertung aller Werte und nicht zuletzt zum Verlust an psychosozialer Orientierung führt, ist alltäglich zu beobachten. War der Schlüsselgedanke der Entwicklung die Vorstellung von einer Assistenz der Denkleistung des menschlichen Gehirns, und lieferten Maschinen dazu auch erstaunliche Rechen- und Datenkombinationsleistungen, so zeigt sich nun, dass die Bedeutungen und Auswirkungen der Ergebnisse solchen Systemen nicht nur unbekannt, sondern auch nutzlos sind. In der Folge verflüchtigt sich die Ethik von Bedeutungen, und die implizierte Trennung von Grund und Folge scheidet die Geister – Quantität schlägt Qualität, Zahl schlägt Wert. Spätestens hier müssten Warnleuchten blinken, um notwendige Sicherheitsgurte zur Bewahrung vor einer „kollektiven Demenz" der sogenannten Informationsgesellschaft zu aktivieren.

Bei allen nutzbaren Möglichkeiten „intelligenter" Systeme muss bewusst sein, dass bis jetzt entscheidende Faktoren für Kreativität fehlen und das Füllen dieser Lücke eines erweiterten Begriffssystems bedürfte. Es wäre also eine technologische Instanz zu installieren, die eine solche einfordert und transparent macht. Die menschliche Zivilisation hat sich über viele tausend Jahre an den Nutzen und die Gefahren der Automatisierung und des Gebrauchs nichthumaner Netze gewöhnt. Man hat die Modalitäten und die Risiken vollumfänglich adaptiert und akzeptiert. Heute aber ersetzen Automaten und neuronale Netze den direkten sozialen Kontakt. Das heißt: Dienstleistungen werden nicht mehr von Menschen für Menschen, sondern von Maschinen für Menschen erbracht. Die Auswirkungen auf das, was wir gesellschaftlichen Umgang nennen, sind unübersehbar. Nicht die Überlegenheit „künstlicher Intelligenz" steht der Denkleistung der Menschen gegenüber, weil sie über eine besondere Rechenleistung verfügt, sondern weil sie, als ergebniswirksame Maschine akzeptiert, nicht nur die Wirtschaft, sondern mehr noch die Gesellschaft und das soziale Leben beherrschen könnte – und dies bereits in Teilen tut.

Wissenschaftlicher und technischer Fortschritt soll die Lebensqualität erhöhen. So die Vorgabe. Gut so. Nicht so gut sieht es jedoch dann aus, wenn die Auswirkung einer Automatisierung dem Menschen mit alternativlosen, nicht korrigierbaren Prozessen seine Handlungsautonomie nimmt. Erkannte Defizite an Kontrollmechanismen erfordern ein Umdenken, in dem Fortschritt mehr bedeutet als ein Konkurrenzwesen zwischen Mensch und Maschine zu befördern und in dem Werkzeuge und Leitfäden entwickelt werden, die aus der Fähigkeit von Maschinen, mit riesigen Datenmengen zu hantieren, die notwendige Transparenz für die Arbeit des Verstehens generieren und so vor dem Ersticken in einer Datenschwemme bewahren.

Diese Perspektive wird den Schutzraum bilden, uns nicht von allen guten Geistern verlassen zum Ahnherrn von Figuren in Einsteins „Schwarzplan" zu modellieren, der Generationen von „Idioten"

inmitten einer Vielfalt dummer, schneller und billiger Handlungsautomaten in die Geschichte schreibt. Es ist der Ultima Ratio geschuldet, dass mit Blick in die Zukunft Menschen mit Vernunft, Verstand und hellem Geist die widerständigen Hightechgeister zügeln: „Denn als Geister ruft euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.“

Schnitzer&

BDA/Architektur/
Workshop/Symposium/
BIM/Forum/**ARCHICAD**/
Fotografie/Service/
Studenten/**Kooperation**/
Software/&journal/
Musik/Veranstaltungen

www.schnitzerund.de

DENK MAL

Hans Schuller

Denk mal, wie das früher war: vor einem, zehn oder hundert Jahren. Wie funktionierte „Leben“ in dieser Ära? Wie war damals die Luft oder die Denke der Leute, wie waren die Farben – und was ist anders geworden, gar besser geworden? Wieviel Gefühlsduselei kann man bei diesem Rückblick wirklich außen vorlassen, um eine objektive Antwort zu finden.

Ratio und Affekt, Grundsätzlicheres kann unser Menschenleben nicht bieten, und die Trennschärfe ist mitunter nicht besonders stark. Je länger die Erinnerung zurückreicht, desto mehr überzieht ein sepiafarbener Schleier die Bilder und lässt die Konturen weicher, organischer erscheinen, grad so wie die alten Aufnahmen in Großmutters Fotogalerie. Großmutter im weißen Hochzeitskleid mit hochgestecktem Schleier und lockigen Haar, der schneidige Mann an ihrer Seite mit tadellosem schwarzen Anzug, die Haare in der Mitte gescheitelt und pomadisiert, grad so wie der gewichste Schnurrbart nach Kaiser Wilhelms Vorbild. Der Hintergrund mit Alpenpanorama und drapiertem Holzzaun, als wäre das frisch vermählte Paar auf Hochzeitsreise im Chiemgau. Dabei waren meine Großeltern aus der Oberpfalz stets stolz darauf, nie weiter als 30 Kilometer aus ihrem kleinen Weiler herausgekommen zu sein, da sie sich um den Hof und ihre Kinderschar zu kümmern hatten. Warum also das Chiemgaupanorama statt des bäuerlichen Hofs am Rand des Altmühltals? Wohl dem besonderen Augenblick geschuldet, dem man die besondere Note geben wollte – „weil man das halt so macht“.

Hundert Jahre später schauen meine Kinder auf die Bilder und fragen nach dem vergangenen Hof der Urgroßeltern, ob dieser eine Bergalm war mit Hochlandvieh und Ziegen wie bei der Heidi? Und ob der Uri auch in einer Lederhose seiner Arbeit nachging. Das Atelierfoto von 1914 ruft Assoziationen in den Köpfen der Kinder hervor, die ein ganz neues Licht auf die Geschichte meiner Großeltern werfen und plötzlich eine ganz neue Geschichte erzählt – die auch nicht schlecht klingen würde, würde man sie neu erzählen.

Denkmäler, das sind meine Großeltern für mich: Zeugen einer Zeit, als die Elektrifizierung noch nicht alle Gegenden Deutschlands erreicht hatte; als Selbstversorger noch keine alternativen Aussteiger waren, sondern fester Bestandteil der damaligen Gesellschaft, die noch nicht in allen Bereichen „bürgerlich“ war. Diese Leute bildeten ein moralisch maßstäbliches Fundament in meinem Inneren, das mir stets die Gewissheit gab, dass Unabhängigkeit und Freiheit im 20. Jahrhundert möglich sind – allen Moden und Medien zum Trotz. Diese Geschichte zu tradieren, ist in einem 21. Jahrhundert schwierig geworden, da die Rahmenbedingungen nicht mehr vorstellbar sind: eine Welt ohne Strom, ohne Supermarkt und ohne unbegrenzte Reisen.

Verstand und Gefühl werden geleitet vom Strom des gesellschaftlichen Handelns und Kommunizierens; wie wollen wir uns davon frei machen, um noch „objektiv“ urteilen zu können? Wie wollen wir mit „Denkmälern“ umgehen, die aktuell von ihren Sockeln gestoßen werden, da man ihrer kolonialen Vergangenheit gewahr wurde. Oder die Plattenbauten, die ihre SED-Vergangenheit erzählen, die von Aufbruch und Fortschritt berichten sowie dem neuen sozialistischen Menschenbild des Arbeiter- und Bauernstaats. Machen uns manche Erzählungen Angst, dass wir sie nicht mehr hören wollen, die Geschichten unserer Geschichte? Es muss uns ein Ansporn bleiben, nicht nur die Zeugen unserer Vergangenheit, auch der jüngsten, zu bewahren und vor allem ihre Geschichten zu überliefern.

Eine herkulische Aufgabe angesichts des Erkenntnis-, Fakten- und Bestandszuwachses, den demnächst acht Milliarden Menschen auf diesem Planeten täglich erzeugen. Kann hier noch mit rationalen Methoden Relevantes von Redundantem getrennt und gefiltert werden? Was kann hier noch Eingang finden in eine Denkmalliste?

Was wird aus der Sicht von Sinologen in 100 Jahren die Chinesische Geschichte ausmachen: Konfuzius und die Große Mauer oder die Hochhäuser und Prestigebauten des Turbokapitalismus des 21. Jahrhunderts? Wie werden deutsche Historiker im Rückblick unser Land bewerten: Gründerzeit und industrieller Aufschwung, Nachkriegsmoderne und ein nicht mehr enden wollendes Sammelsurium von Wohlstands- und Selbstverwirklichungsarchitektur?

Welche Geschichten wird unsere Architektur des frühen 21. in hundert Jahren erzählen? Eine Anekdote von der billigen Materialwahl und der Kurzsichtigkeit der Planer und Bauherrn oder eher die Tragödie vom verleugneten Klimawandel, auf den die Architektur nicht eingehen wollte? Wie werden unsere Enkel die Bilder in der Architekten-Oma/Opa-Hochglanz-Bildergalerie lesen: das Sujet ist wunderbar, entspricht aber nicht der Wirklichkeit, sprich: Notwendigkeit des 21. Jahrhunderts?

Wie müssten also die Denkmäler aussehen, die wir heute für die Generationen nach uns bauen, bzw. welchen Anspruch muss die Architektur von heute besitzen, damit sie noch als Denkmal für morgen Bestand haben kann? Die Klischees müssen der Wirklichkeit von morgen angepasst werden: der Billigbau ist tot, die Lebensdauer unserer Gebäude darf nicht nach 80 Jahren enden, sondern läuft dann erst in eine neue Form auf. Verschleißteile gehören mit einem Bannspruch belegt und „less is more“ muss heißen: Technik nur noch in einfacher und leicht austauschbarer Ausführung.

So sollten die Denkmäler von morgen aussehen – und sie werden erzählen von einem von Vernunft geleiteten Wandel in der Architektur, dessen Preis zwar heute schon gezahlt werden muss, dafür aber die Nachhaltigkeit

für die nächsten Generationen gewährleistet ist. Jetzt heißt es nur noch, den Bauherrn mit rationaler Weitsicht dafür zu finden, in einer Zeit, in der wir es verlernt haben, einen ersten Schritt zu wagen. Wir sollten an einen Punkt kommen, an dem es für Architekten und Bauherrn wieder selbstredend ist, resilient zu bauen – „weil man das halt so macht“.

UM DEN VERSTAND GEBRACHT

Monica Hoffmann

Farbe ist ein Unding. Sie tut nur so, als sei sie ein Ding an anderen Dingen. Diesen Unfug treibt sie überall, sie ist global unterwegs, hat mit Entfernungen kein Problem, spielt ihr Spiel an der belebten und an der unbelebten Natur. Verlassen kann man sich nicht auf sie. Tageszeiten oder Nachbarfarben, wechselnde Oberflächen oder Flächenneigungen, immer wieder verändert sie ihre Nuance. Wie eine Farbe wirklich ist, kann man nie sagen. Das gefällt unserem Verstand natürlich gar nicht, da er sich doch gerne einer Sache sicher ist. Hinzu kommt: Sie ist zwar an allem auf der Erde beteiligt, nachts verschwindet sie aber ganz. Na gut, das kann der Verstand sich ja noch erklären. Doch auch das ist nur die halbe Wahrheit. Denn eigentlich ist sie tagsüber auch nicht da. Spätestens bei dem Gedanken bekommt unser Verstand die Krise. Stimmt es etwa nicht, dass die Blätter eines Baumes vor seinem Fenster grün sind? Wer oder was spielt ihm da einen Streich? Das dumme für den Verstand ist, dass die Farbe zwar auch im Gehirn, jedoch an seinem Sitz im präfrontalen Cortex vorbei weiter hinten im visuellen Kortex gebildet wird. Tja, Pech gehabt. Der visuelle Kortex ist halt älter und nicht auf ihn

angewiesen. Farbe ist eine Wahrnehmungsqualität, die dort hinten in der Großhirnrinde getrennt von Bewegungen und Formen entsteht, am Ende mit diesen beiden wieder vereint wird und dem Verstand nur ein Bild der Wirklichkeit präsentiert. Geübt ist geübt. Denn das geschieht in rasender Geschwindigkeit, so dass der Verstand davon überhaupt nichts mitbekommt und ihm vorgegaukelt wird, die Blätter, die er an seinem Baum vor dem Fenster erkannt hat, seien tatsächlich grün. Was da fast automatisch durch Erfahrung und Wissen entsteht, täuscht dem Verstand Stabilität und Konstanz vor, wobei die Farbe ihn zu seinem raschen Erkennen der Welt draußen mit Kräften unterstützt.

Aber da ist noch etwas Irritierendes für ihn. Auf dem Weg von der Retina zum visuellen Kortex werden Informationen, die das Auge empfängt und an das Gehirn weiterleitet, großzügig gefiltert im Verhältnis 126:1. Das Dumme für den Verstand ist, dass er am Ende des ganzen Sehprozesses nicht weiß, wie die Welt draußen wirklich aussieht und nicht weiß, was er nicht sieht. Das macht ihn dann schon rasend. Darüber nachzudenken, lässt er deswegen im Alltag lieber gleich bleiben und hält sich an das, was er sieht. Oder anders ausgedrückt: Er geht davon aus, dass er einen unmittelbaren Zugang zur Welt habe. Damit ist er ja schließlich immer gut zurechtgekommen.

Aber noch einmal zurück zur Farbe, die ihm zwar dienlich ist, aber trotzdem keine Ruhe lässt. Er will wissen, ob er sie nicht doch an Objekten verorten kann. Das ist ihm deswegen ein Anliegen, weil er selbst es war, der die Spaltung der Welt in subjektiv und objektiv vorgenommen hat, um sie zu erforschen. Und nun kommt er ins Grübeln, weil der Prozess der Farbwahrnehmung diese eindeutige Trennung nicht zulässt. Und ein wenig frohlocken kann er ja auch, denn es gibt Physikalisches zu messen für ihn. Das ist zum einen die spektrale Remissionsverteilung von Oberflächen und Objekten, zu deren Größen die Farbwahrnehmung tatsächlich gesetzmäßige Beziehungen aufweist. Vielleicht kann er die Farbe ja wenigstens an bestimmten Attributen von Objekten festmachen, an denen er sie wahrnimmt. Das wäre doch ein feiner Erfolg für ihn. Leider zu früh gefreut. Auch da gibt es keine Eindeutigkeit. Es kann zwar vorkommen, dass ein Farbeindruck in gesetzmäßiger Beziehung zu den spektralen Absorptions- bzw. Remissionseigenschaften einer Oberfläche steht, aber das ist nicht die Regel. Es gibt auch Situationen, in denen die spektrale Energieverteilung des Lichts den Farbeindruck eines Objektes bestimmt und nicht dessen physikalische Eigenschaften. Und zum Dritten muss er definitiv eingestehen, dass Farberscheinungen auch noch eine subjektive Angelegenheit sind, da wesentliche ihrer Merkmale auf internen Struktureigenschaften des Wahrnehmungssystems beruhen, zu dem der Verstand im Moment ihrer Entstehung keinen Zugang hat … und das Sehsystem wiederum ist auf äußere physikalische Bedingungen der Farbe angewiesen. Der Verstand dreht sich im Kreis.

Deswegen nagt die Farbe weiter an ihm, und nun greift er zu seinem letzten Mittel, indem er ein Farbsystem nach dem anderen entwickelt, um sie sich am Ende doch noch gefügig zu machen. Siegessicher stürzt er sich erst auf zwei-, dann auf dreidimensionale geometrische Formen, um die Farben nach den Qualitäten Farbton, Sättigung und Helligkeit zu sortieren. Da ist er doch einmal wirklich in seinem Element. Sie sehen auch tatsächlich sehr schön aus, seine farbigen Dreiecke, seine Kreise, seine Pyramiden, Kuben, Doppelkegel, Kugeln, Zylinder, Rhomboeder, so dass er sich an ihnen wahrlich erfreuen kann. Bis er leider erkennen muss, dass sich die Farbe in allen ihren Erscheinungen eben nicht in ein einziges System fügen will. Sie ist und bleibt ein flüchtiges Wesen. Da versteht man doch gut, dass den Verstand das so ziemlich fertig macht. Am Ende also Resignation?

Nein. Das kommt für den Verstand dann doch nicht in Frage. Er ruft die Vernunft auf den Plan, um die Farben irgendwie einordnen zu können, die ihm präsentiert werden. Und akzeptiert schließlich, dass Farbe entgegen seiner Alltagserfahrung weder ein homogenes Produkt noch autonom ist, dass sie nicht nur objektiv, aber auch nicht nur subjektiv ist. Dass Farbe kein Entweder-oder, sondern nur ein Sowohl-als-auch kennt. Am Ende versöhnt er sich sogar mit der Farbe, indem er sich damit tröstet, dass kein Verstand der Welt sie je mit ihren vielfältigen Bedingungen und Abhängigkeiten auf einmal als Ganzes erfassen kann. Stattdessen ist sie nun für ihn ein genialer Beweis dafür, wie verwoben der Mensch mit der Welt doch ist. Das Licht, das Physikalische und der Betrachter gehen eine untrennbare Verbindung ein, damit Farbe überall auf der Erde erscheinen kann.

Jakob Steinbrenner und Stefan Glasauer, Farben. Betrachtungen aus Philosophie und Naturwissenschaften, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2007. Hier insbesondere der Beitrag von Rainer Mausfeld, Zur Natur der Farbe. Die Organisationsweise von „Farbe“ im Wahrnehmungssystem

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 1.21 befassen sich mit dem Thema „Neu“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 1. Februar 2021

FRAGMENTE

Michael Gebhard

Ist nicht schon so unendlich viel geschrieben worden über die Stadt? Als Archipel, als Puzzle oder als Konglomerat? Warum dem noch Weiteres hinzufügen?

Weil in all diesen Betrachtungen sehr wenig über die räumliche Struktur, die Stadt ausmacht, gesprochen wird. Gerade so, als wären all die anderen Faktoren, die Urbanität begründen, wie Ökonomie, Nutzungsmischung, Heterogenität, Solidarität und Differenz, viel entscheidender als die räumliche Struktur, das räumliche Gebilde, in dem das städtische Leben seinen Platz finden muss. Unser städtisches Leben findet in Räumen, inner- und außerhalb von Häusern statt. In Räumen, die von ebendiesen Häusern definiert werden, die Schutz bieten, Zusammenhänge stiften, Verbindungen erleichtern und unterstützen oder aber behindern und Abgrenzung befördern. Es ist das räumliche Gefüge, aus dessen Disposition heraus sich mitentscheidet, wie wirksam unsere Idealvorstellungen in unserem täglichen Leben werden können. Dabei ist immer zu bedenken, dass in die Ausbildung der Räumlichkeiten, der öffentlichen wie der privaten, schon Vorstellungen über unser Zusammenleben eingeflossen sind. Die Hardware der Stadt ist, wenn sie das Licht der Welt erblickt, bereits sozial geprägt, lange bevor der erste Einwohner auch nur einen Fuß in eine neue bauliche Szenerie gesetzt hat.

Die europäische Stadt, die von freiem, ungehindertem Austausch, von Vielfalt, demokratischen politischen Strukturen, Toleranz und dem Streben nach sozialem Ausgleich geprägt ist, weist in ihrer historischen Substanz die dafür notwendigen räumlichen Strukturen auf, sprich Strukturen, die die Verwirklichung dieser Leitbilder begünstigen und Entwicklungen Raum geben. Diese Strukturen sind geprägt von vernetzten Straßen und Wegen und darin eingelagerten Platzräumen unterschiedlichster Ausformung. Ein Gefüge, das Bewohnern und Besuchern gleichermaßen offensteht und in seiner Zugänglichkeit für beide Nutzerkategorien städtischer Räume wenig bis keinen Unterschied macht. Betrachtet man kontemporäre städtebauliche Entwürfe, insbesondere solche für kernstädtische Areale, so scheint unter den Planern ein großer Konsens für die Anwendung dieser Art räumlicher Ordnung zu herrschen. Kaum ein Entwurf, der nicht mit diesen Elementen arbeitet, kaum einer, der nicht versucht, daraus einprägsame, urbane Orte zu schaffen. Soweit so gut und begrüßenswert. Dass es diesen Konsens schon eine geraume Zeit gibt und seine Früchte in der Ausgestaltung un-

serer Städte erlebt werden können, kann nur immer wieder lobend hervorgehoben werden. Das war schließlich nicht immer so.

Richten wir nun das Augenmerk auf die Fälle, in denen der Zusammenhang zur klassischen europäischen Stadt, dem Stadtzentrum, weniger evident ist. Das sind die Stadtbereiche, die peripherer liegen, die die sogenannte urbane Mischung aus vielfältigen Nutzungen in einem zuträglichen Miteinander kaum oder nicht leisten können. Das sind hauptsächlich von nur einer Nutzung dominierte Areale, oft Wohngebiete, aber auch Dienstleistungsparks und Gewerbegebiete. Unabhängig davon, dass solche monostrukturierten Gebiete längst der Vergangenheit angehören sollten, werden sie trotzdem immer noch zahlreich konzipiert und umgesetzt. Sie verlangen nach einer planerischen Umsetzung, nach adäquaten räumlichen Konzepten.

Sehen wir uns den häufigsten Fall an, den vom Wohnen dominierten Stadtbereich. Urbanität steht hier, im Gegensatz zum Innenstadtbereich, nicht mehr konkurrenzlos an erster Stelle. Die Bedürfnisse nach überschaubarer Nachbarschaft, nach Grün und Natur, nach Sicherheit für Familien und ihre Kinder, nach Privatheit etc., die alle auch Teil urbaner Lebensvorstellungen sind, schieben sich hier häufig dominant und weniger stadtkontextwillig in den Vordergrund. Für all diese berechtigten Bedürfnisse gibt es durchaus räumliche Leitbilder, die mit Urbanität wenig zu tun haben wollen.

Das nachbarschaftliche Wunschbild kann gut als Beispiel zur Erläuterung dienen. Eigentlich schwer verständlich, wie dieses dem Streben nach urbaner Lebensweise zuwiderlaufen könnte. Die Dichte und Struktur der Stadt erzeugt Nähe, und das ist eine wesentliche Voraussetzung von Nachbarschaft. Doch die Vorstellungen von Nachbarschaft, die hier gemeint sind, sind häufig gepaart mit räumlichen Ausformungen, die zwar die räumliche Nähe in der unmittelbaren Nachbarschaft unterstützen, sich gleichzeitig aber von der nächsten Nachbarschaft deutlich abgrenzen. Nach innen stärken, nach außen abgrenzen – ein bewährtes Prinzip für geschlossene Gesellschaften oder schutzbedürftige Gemeinschaften.

Vorbilder dieser Konzepte lassen sich in historischen Anlagen, wie den belgischen Beginenhöfen, klösterlichen und klassischen Genossenschaftsanlagen finden. Sie mögen ihre Qualitäten haben und vielleicht im Einzelfall ein adäquates Modell sein, aber sie sind sicherlich kein universell anwendbares Muster, das zur Weiterentwicklung einer Stadt angewandt werden sollte. Diese bisweilen dörflich oder enklavenhaft anmutenden Anlagen wirken räumlich exklusiv. Außenbarrieren durch Distanz, Mauern und räumliche Zugangsrestriktionen sind essentieller Bestandteil dieser Anlagen. Auch in der Addition solcher Einheiten ist kein Ganzes zu erzeugen, sondern lediglich ein additives Gefüge, dessen Fragmentierung das lokale Leben prägt.

Doch eine Stadt bildet heute kein einheitliches Ganzes mehr, wie dies Klein- und Mittelstädte in vergangenen Zeiten vielleicht noch waren. Jede Stadt besteht heute aus verschiedenartigen Teilbereichen, die von zeitspezifischen räumlichen Konzepten und ebensolchen Architekturen geprägt und damit häufig sehr unterschiedlich und vielfältig sind – könnte man einwenden. Stimmt! Trotzdem benötigt Stadt eine kritische Masse an offenen, vernetzten und gut gefassten Räumen, um als Stadt zu wirken und städtisch zu nennendes Leben zu ermöglichen. Deshalb ist es so essentiell, dass die Gebiete, die einer geordneten Planung unterworfen sind, in einer Art entwickelt werden, die den gesellschaftlich anerkannten Leitbildern von Stadt und Gesellschaft eine zusammenhängende, vernetzte räumliche Basis ausreichender Größe bietet.

Die Strahlkraft des urbanen Leitbildes ist in der Kernstadt und seiner näheren Umgebung noch groß, verblasst aber zusehends, je weiter man sich vom Stadtzentrum entfernt. Kaum ein Wohngebiet, das nicht durch Grünzüge in Kleinsteinheiten aufgespalten wird. Gerne wird dann von Nachbarschaften gesprochen, von kleinen, überschaubaren Gemeinschaften geträumt. Selbst innenstadtnahe Gebiete sind nicht sicher vor der „grünen Grenzziehung“ und dem dörflichen Gemeinschaftstraum. Beides gut vermittelbare Bilder eines erstrebenswerten Lebens. Einfache Rezepte, Gegenbilder scheinbar überkomplexer Wirklichkeiten.

Stadt funktioniert anders!

Natürlich gibt es Nachbarschaften, und es gibt Foci, wie Plätze und Parks, doch diese sind bestens vernetzt und selten räumlich abgeschottet, also strukturell offen für jeden. Die Übergänge der Nachbarschaften sind in der Regel fließend. Das Netz der öffentlichen Räume selbst ist aufgrund seiner immanenten Eigenschaften in der Lage, notwendige Differenzierungen zu erzeugen, strukturiert es doch allein aus der Lage seiner Verknüpfungen die Nutzung seiner Räume.

Natürlich braucht Stadt Gliederung und natürlich braucht sie Grün und Natur. Die entscheidende Frage dabei ist die des planerischen Umgangs damit. Große Grünbereiche sind ein Bruch, eine Fehlstelle im Gewebe der städtischen Räume. Die oft unterstellte und immer wieder behauptete verbindende Wirkung von Grünstrukturen besteht zuvorderst innerhalb dieser selbst, nicht aber zwischen den davon durchschnittenen Stadtbereichen. Da Gliederung und Grün unbedingt notwendig sind, ist damit desto sorgfältiger und bewusster umzugehen.

In Frage zu stellen ist deswegen mit Bestimmtheit die beliebige Selbstverständlichkeit in der Anwendung dieses Planungselementes und das daraus abzulesende Verständnis vom Zusammenhang zwischen Gliederungsbedarf einerseits und relevanter Größe städtischer Einheiten andererseits. Nicht minder fragwürdig, wenn nicht

geradezu erschreckend, ist die wenig hinterfragte und selbstverständliche Akzeptanz dieser Fragmentierungssucht unter Fachleuten.

Hinzu kommt ein fatal fruchtbares Zusammenspiel aus den Ressentiments von Bestandsbewohnern gegenüber potentiellen Nachbarn und der Selbstbezogenheit von Planern. Was ist gemeint? Bestandsbewohner sind fast immer geneigt, Abstand und Distanz neuer Baugebiete zu ihrem Wohnumfeld einzufordern und mit Hilfe willfähriger Politikvertreter durchzusetzen. Auf Planerseite setzen sich nicht wenige ungern mit einem Bestand auseinander, der mit ihren Auffassungen von Städtebau nicht korrespondiert. Abgrenzung erscheint dann als naheliegende, einfache und erfolgversprechende Strategie zur Stärkung des gewählten Entwurfsbildes. Gemeinsam begünstigt man dergestalt die Abgrenzung, die Zäsur, verhindert das Zusammenwachsen und damit Entwicklungsmöglichkeiten. So entstehen sie, alle diese Wohninseln und Schollen, die dazu beitragen, das städtische Gefüge in Kleinsteinheiten zu zerlegen. Kleingemeinschaftsschollen, scheinurbane Inseln, Schimären dörflichen Lebens. Stadt aber hat die Aufgabe, „die Räume der Solidarität und der Toleranz in einer Gesellschaft aktiv bereitzustellen. Sie machen die Kultur des Städtischen aus, sie ermöglichen ein großes Spektrum an Kulturen des Öffentlichen“. (1) Dazu müssen adäquate räumliche Voraussetzungen geschaffen werden. Schollen, Inseln und sonstige ausgegrenzte Bereiche – seien sie auch noch so gut gemeint – zählen nicht dazu. Man kann gesellschaftliche Errungenschaften, wie die der europäischen Stadt, mit jedem Stück, das man dazufügt oder im Bestand modifiziert, weiterentwickeln und mit Leben erfüllen. Man kann dieser Errungenschaften aber auch über jedes nicht passende Puzzlestück peu à peu und damit über einen langen Zeitraum kaum merklich verlustig gehen.

(1) Sophie Wolfrum, Stadt, Solidarität und Toleranz, APuZ, 17/2010

EIN PLÄDOYER FÜR GELASSENEN RÜCKZUG IN PANDEMISCHEN ZEITEN

Ergänzung zu meinem Text in Heft 3.20, S. 28

Ingrid Krau

In einem tiefgreifenden Forschungsprojekt am Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena betonen die Autoren die Selbstgestaltungskraft der Menschen in „endlosen Wegen der Einflussnahme auf die evolutionäre Menschheitsgeschichte". (1) Es lohnt, diesen Gedanken in den aktuellen pandemisch erzwungenen Formen der Kontaktaufnahme und Fortbewegung aufzugreifen.

Der Mensch ist von Natur aus ein Lebewesen auf zwei Beinen. Das befähigt ihn, an zwei Orten zugleich sein zu können: physisch am Ort

seines Aufenthalts, geistig zugleich an einem anderen Ort, dem er zustrebt oder den er auch nur imaginiert. Es befähigt uns, sich bewegen und aus- und aufbrechen zu können, aus dem Zustand der Ruhe herauszutreten und auf Wanderschaft gehen zu können. Es befähigt uns aber auch, in den Bewegungsdrang Pausen einlegen zu können. Rückzug in den Ruhezustand ist daher eine konstruktive Kraft. Ohne sie macht die Fortbewegung keinen Sinn. Auch wenn uns momentan die ständige Mobilität als erstrebenswerte „Normalität“ erscheint und Lockdown-Phasen als Strafe.

Paradoxerweise beharren wir auf Vorstellungen von „Heimat“, „Herkunft“ und „Unveränderlichkeit“, während wir den ständigen Wandel unseres festgezurrten Weltbildes durch permanente Ausbrüche praktizieren. Das Prinzip des Wandels erscheint der sich im Überleben verteidigenden Gesellschaft momentan eher als besonders suspekt. Es ist jedoch das ständige Grundprinzip der Evolution, das heute von den Naturwissenschaften bis zu den Gesellschaftswissenschaften gleichermaßen als prozesshafte Entwicklung allen Seins anerkannt wird.

Die innerste Struktur der städtischen Realität ist die Veränderung in der Zeit. Ihre jeweilige Vernunft beruht auf dem Zusammenwirken von Zustand und Entwicklung. Das bedeutet, die Zukunft der Stadt ist nicht durch die alte Gegenwart vollends festgeschrieben. Das klassische Ideal der Allwissenheit wird durch gemeinsam gewonnene, in Diskursen bestätigte und dadurch gewollte Zukunft ersetzt. Im großen Atem des urbanen Wandels haben Klimafragen, globale Verteilungsgerechtigkeit, Downsizing der Machtkonstellationen und des technologischen Größenwahns die Bedeutung von zuvor nicht geahnten Herausforderungen bekommen. An ihnen wird auch der Zwang zum ständigen Stadtwachstum und zur fortgesetzten Nachverdichtung der Städte, die unter Pandemiebedingungen kontraproduktiv zu werden beginnt, seine Korrekturen finden. Die Digitalisierung über geographische Grenzen hinweg beschert hier neue Chancen der Kommunikation zwischen physisch getrennten räumlichen Einheiten, aber in neuen regionalen, landschaftsbezogenen Kontexten. Sie muss in die Weiterentwicklung vernunftorientierter Diskurse in urbanen Praktiken in kommunales Recht und in die übergreifende Landesplanung eingehen, die auch die neuen Beziehungsgefüge gelassener Rückzüge in pandemischen Zeiten schützen.

(1) Boivin, Nicole et al. (2017): Human Dispersals and Species Movement. Cambridge (online verfügbar)

SCHRÖDINGERS KATZE. EIN KOMMENTAR

Erwien Wachter

Wer hat noch Zweifel, dass sich die Welt gerade radikal verändert? Ob jeder das schon verinnerlicht hat – wohl kaum. Manchmal gerinnt der Eindruck, dass noch verbreitet der Glaube vorherrscht, alles gehe so weiter, so gut es leidlich ist, nur vielleicht etwas besser. In das Fundament dieses Glaubens hat nun Miriam Meckel, Professorin für Kommunikationsmanagement an der Uni St. Gallen und Gründungsverlegerin des Digitalmediums „ada", in einem Artikel in der NZZ ein Loch gebrochen, in dem alles verschwinden könnte, was diesen Glauben heute noch trägt.

Beobachten wir nicht schon mit Misstrauen die Allgegenwart des Digitalen, fühlen wir uns nicht auch gelegentlich gegängelt, mit welcher Penetranz dieses Wesen in unser Umfeld und unser Leben eindringt, unser Handeln bestimmt und sich uns ohnmächtig die tiefere Einsicht in ihre Funktionalität verwehrt? Und nun das: die Vorstellung einer Welt im Quantenzustand. Einer Welt, in der Googles Quantenprozessor „Sycamore" alle Vorstellungen von Relationen im Verständnis unserer Welt atomisiert. Wären unsere Gedanken dann noch frei? Können wir dann noch unsere Existenz jederzeit selbst bestimmen? Und wie steht es dann um unsere Lebensqualität, die maßgeblich von der Qualität unserer Gedanken bestimmt wird?

„Quantum Supremacy" sei erreicht, so tat Google 2019 kund und meinte das Nonplusultra der Rechenleistung ihres ultimativen Prozessors, der mit „53 Qubits binnen Sekunden Berechnungen ausführen könne, für die selbst die stärksten Supercomputer unserer Zeit tausende von Jahren bräuchten". Datenüberlegenheit nennt sich das – was für ein Begriff. Sind wir wieder einmal soweit, die Säulen des Herakles mit der Inschrift „Nicht mehr weiter" hinter uns zu lassen, um die Schwelle der antiken Marksteine des Endes der Welt nach außen, über das Beherrschbare hinaus zu verschieben? Und wie klängen unsere Ohren, wenn wir die zukünftigen Prozessoren zu unseren Ratgebern machten, zum Verstehen dieser neuen Welt? Einer Welt, in der alles gleichzeitig so oder anders sein könnte. So lehrt es die Quantenphysik, an die wir unser Danken anpassen müssten, um damit leben zu können.

Aber hoppla: Ist das unsere Normalität, dass wir uns an eine Welt anpassen müssten, die, von Vorgaben der Theorie und der Technik bestimmt, unserem Denken alle Wahlmöglichkeiten abnähme? Da schwillt einem doch der Kamm. Der Konflikt des „Für und Wider" hat unser Denken und Handeln schon in der heutigen digitalen Welt im Übermaß strapaziert. Dennoch haben wir schnell begriffen, dass alles, was wir optisch oder akustisch wahrnehmen, aus einem System von Nullen und Einsen generiert wird. Was aber die Minimalisierung mit unseren psychischen und physischen Wahrnehmungen macht, ist noch lange nicht

beantwortet. Trotzdem folgt unsere Faszination ungebrochen dem magnetisierenden Sog der technologischen Errungenschaft. Was nun? Die Zeit der Bits sei nun vorbei, so die Professorin, und stimmt auf die Qubits ein, die am Horizont aufmarschieren, um dem „simplen" digitalen Computer in einer „Post-Schwarz-Weiß-Welt" den Garaus zu machen.

Datenüberlegenheit per se wäre vielleicht sogar hinzunehmen. Aber der im Artikel zitierte US-Journalist Tom Friedman projiziert eine Metapher, die aufhorchen lässt: „Bisherige Computer arbeiten, wie wir eine Münze werfen, heraus kommt immer Kopf oder Zahl. Beim Quantencomputer dreht sich die Münze endlos auf dem Tisch, dabei sind immer beide Seiten präsent." Alles könne also so und gleichzeitig anders sein, wie es die Quantenphysik lehrt. Schneller werde wohl alles, ohne Zweifel, aber übersichtlicher kaum. Ob es nun ein Glück oder ein Unglück wäre, dass das Superding noch ein flüchtiges Ding ist, dessen Überleben bislang nur am absoluten Nullpunkt bei etwa –273 Grad Celsius gesichert ist, diese Frage lassen wir hier besser offen.

Noch einmal zurück: Ziehen wir das von Meckel herangezogene Gedankenexperiment des österreichischen Physikers Erwin Schrödinger zu Rate, der am Beispiel einer Katze versucht, die Regeln der von ihm entwickelten Quantenphysik auf die materielle Welt anzuwenden. Um es vorwegzunehmen, von Schrödingers Katze gibt es womöglich zwei, eine tote und eine lebendige. Und das erklärt sich so: Schrödinger steckte in seinem Gedankenspiel eine lebende Katze in eine Kiste, in der sich auch ein instabiler Atomkern befindet, der irgendwann zerfallen wird. Wann genau, weiß niemand. Zerfällt der Kern, setzt er eine Kettenreaktion in Gang, an deren Ende schließlich die Katze getötet wird. Aus Sicht der Quantenphysik befindet sich das Atom in einem Schwebezustand zwischen Zerfallen und Nicht-Zerfallen. Analog bedeutet dies für die Katze: Solange niemand die Kiste öffnet, ist auch sie in einem Schwebezustand, aber zwischen tot und lebendig. Jeder, der die Kiste mit der Katze öffnet, habe ihr Geschick in der Hand und trage die Verantwortung für eine Entscheidung über ihr Wohl und Wehe.

Eine verrückte Welt mit verrückten Herausforderungen? Vielleicht. Meckel stellt sich dieser Frage auch: Was wäre das für eine Welt, wo es kein klares Schwarz und Weiß mehr gäbe, wo sich gefühlte Fremdsteuerung breit mache, alles eben gleichzeitig so oder anders sein könne – was bliebe dann? Sicherheit gewiss nicht. Und wie würden wir in der Konsequenz mit den unzähligen Welten nebeneinander zurechtkommen? Wenn unser Universum zum „Multiversum" würde?

Was wäre der Mensch im „Multiversum" – wir werden es nicht wissen. Auch nicht, ob es für unsere Wahrnehmungskraft verträglich wäre, im Grenzenlosen die Gegensätze zu verlieren, die bislang helfen, die eigene Identität in einer ohnehin komplizierten Welt zu finden. Und, wäre diese Welt endlich im Quantenzustand ange-

kommen, würden sich dann die Menschen in einem „Mehr“ sich überlagernder und verschränkender Zwischentöne wirklich besser verstehen können? Im besten Fall ja – so Meckel optimistisch. Aber welcher Seinszustand wäre der beste Fall? Lebendig oder tot oder beides zu sein – im übertragenen Sinne versteht sich.

SKULPTURENPARKS TEIL 4

Ulrich Karl Pfannschmidt

Das Jahrhundert der Skulpturen setzt aus der Fülle Werke ab, wo immer sie einen Platz finden. Wer zählt die Orte, nennt die Namen? Mindestens 35 Skulpturenparks gibt es in Deutschland, mehr als 20 Museen sind der Skulptur gewidmet. Statt eines eigenen Parks haben Städte wie Bamberg oder Münster in Westfalen ihren Kern mit Skulpturen angereichert. Manche Parks oder Museen zeigen Kunst bestimmter Künstler oder Kunstrichtungen, wie zum Beispiel das Hofberg Museum in Landshut Arbeiten des Bildhauers Fritz Koenig.

Stiftungen der Künstler sollen ihr Werk bewahren, wie es in einzigartiger Weise der Park von Eduardo Chillida in Hernani bei San Sebastian im Baskenland tut, zu dem Menschen aus der ganzen Welt wallfahren.

Einige Skulpturenparks wenden ihren Ehrgeiz der regionalen Kunst zu. Andere verfolgen ein universelles Konzept und sammeln museal die verschiedenen Stilrichtungen der Skulptur mit exemplarischen Beispielen national und international. Manchmal überraschen Skulpturen den Besucher an Orten, wo er sie nicht erwartet hätte. Das Ruhrgebiet ist in dieser Hinsicht besonders höffig. Einen universalen Anspruch können sich nur wenige leisten – schon aus finanziellem Grund. Skulpturenparks sind wie Museen auf private Sammler angewiesen. Ohne sie, ihre Mittel, ihre Leidenschaft, ihre Kenntnis geht nichts. Der legendäre Kunstsammler Peter Ludwig hat geschäftlich nötige Reisen immer mit dem Besuch von Ateliers, Galerien und Museen verbunden. Er ist ein wunderbares Beispiel für die Rolle, die private Sammler in der Kunst spielen. Ludwigs Kunstverstand, seine Sensibilität und sein Auge waren die Basis für eine weltweit bestaunte Sammeltätigkeit. Was die Öffentlichkeit heute in Museen und Parks bewundern kann, stammt in der Regel aus Privathand. Ein Direktor der Albertina in Wien hat einmal formuliert, er sammle keine Bilder, er sammle Sammler. Ohne Stifter wären Museen öde Stätten, Zeugnisse für das Desinteresse der Politik, höchstens für Dohlen und Fledermäuse von Interesse.

Alle Skulpturenparks aufzuzählen, würde die Geduld des langmütigsten Lesers schneller erschöpfen als er lesen kann. Schön und ertragreich ist eine Suche im Internet vor Antritt einer Reise. Die Nummer hat immer wieder beispielhafte Parks vorgestellt, zum Beispiel die „Arte Sella“ oberhalb von Borgo Valsugana (109), den „Waldfrieden“ in Wuppertal-Barmen (139) oder den aufgehenden

Skulpturenpark des Reinhold Würth bei Künzelsau (137). Apropos Reisen: Wer nach Italien fahren will, muss nicht immer den Weg über den Brennerpass nehmen. Über die Felbertauern erreicht er Tolmezzo im Friaul, in dessen winzigem Ortsteil Verzegnis ein wunderbarer, kleiner Skulpturenpark auf ihn wartet. Sein Schöpfer, Egidio Marzona, hat hier auf offener, jedermann zugänglicher Wiese eine private Sammlung von Werken meist amerikanischer Künstler aufgestellt. Was Rang und Namen hat, ist hier zu sehen: Dan Graham mit einem Glashaus, Bruce Nauman mit einem Pyramidenstumpf, Richard Long mit einem Steinkreis, Carl André mit einem langen Balken und viele andere.

Ist die Frage sehr abseitig, ob etwas Derartiges auch in Würzburg gedeihen könnte? Auf jeden Fall bedürfte es eines gewaltigen Rucks. Seit Jahrzehnten werden in Würzburg Skulpturen in ein Getto eingeschlossen, auf der Zeller Bastion in Quarantäne gehalten. Allein sie zu befreien, wäre schon eine Tat. Allerdings ist immer noch ungeklärt, ob Kunst entgegen allen Beteuerungen nicht doch ansteckend wirken kann.

Immerhin gäbe es ein besonderes Vorbild in einer Würzburger Partnerstadt, in Umeå im fernen Schweden. In der Größe vergleichbar, Universitätsstadt wie Würzburg liegt Umeå in karger Landschaft, von Wasser und schütterem Wald geprägt. Westlich der Stadtmitte in einer Entfernung von fünf Kilometern liegt ein neuer Stadtteil, Umedalen, mit einer städtebaulich großzügigen und räumlich interessanten Planung. Um das Zentrum kreisen kleine, in Grün gebettete Nachbarschaften. Der offen bebaute Rand der Siedlung umschließt eine Mitte mit starker architektonischer Figur, die mit einer Folge von Schul- und anderen öffentlichen Bauten symmetrisch gebildet wird. Um sie herum und zwischen ihnen breitet sich ein Skulpturenpark aus, locker mit Baumgruppen gemischt. Der Skulpturenpark ist 1994 eröffnet worden und bis heute auf 44 Kunstwerke angewachsen. Er gehört zu den Attraktionen der Stadt, die jährlich mehr als 20 000 Besucher anzieht. Die Augen von Louise Bourgeois im Gras nehmen es staunend wahr. Tourismus, von der Kunst beflügelt.

Skulptur ist in vergangenen Jahrzehnten in mancherlei Gestalt erschienen, mal abstrakt, mal figurativ. Narrative Entwürfe stehen gegen konkrete Projekte, neben voluminösen Körpern schweben vergeistigte Konzepte. Es ist die Kunst selbst, die der Idee, Skulpturen in Parks zu sammeln und zu zeigen, Grenzen setzt. Trotz Verschiedenheit im Einzelfall scheint der Skulptur doch Gemeinsamkeit innezuwohnen, nämlich ein Drang zur Größe, ein Hang zum Gigantismus, wie er in dem Projekt „Mistos“ 1992 von Claes Oldenbourg für eine Straßenkreuzung in Barcelona aufleuchtet, ein aufgeblättertes Streichholzheft mit einer Höhe von 22 Metern an einer Straßenkreuzung. Deutlicher noch in den Bauwerken von Hansjörg Voth in der marokkanischen Wüste: Die „Himmelstreppe“ (1980-87), die „Goldene Spirale (1993-97), die „Stadt des

Orion“ (1098-2003) oder 1974 im Projekt des „Roden Crater“ von James Turell in Arizona, das den Krater eines erloschenen Vulkans, umgeben von 40 km² Wüste aufbohrt und zur Beobachtung des Lichtes, des Himmels, der Sonne und der Sterne durch ein Auge einlädt. Daneben fällt die Idee von Donald Judd, seine Arbeiten in den Hütten eines Dorfes bei Marfa in der mexikanischen Wüste zu bergen (1970), schon kaum mehr als ungewöhnlich auf. Die Arbeiten entziehen sich den Möglichkeiten eines Skulpturenparks durch ihre schiere Größe. Sie bilden mit dem Umfeld einen eigenen Park. Landschaft und Topographie treten im Rohzustand auf. Die Vegetation, die in Skulpturenparks gewöhnlich mit der Bewegung der Erdoberfläche den Raum bildet, in dem der Dialog mit den Skulpturen und zwischen diesen stattfindet, verliert ihre prägende Rolle, die Komposition insgesamt verarmt.

Eine weitere Gemeinsamkeit scheint in dem Trend zu liegen, dass Skulpturen an Masse, an Körperlichkeit verlieren. Statt ein Volumen zu bergen, zeigen sie nur noch Konturen. Je näher das Werk dem gedanklichen Konzept kommt, je mehr es von seiner Materie verliert, je weniger es fassbar ist, desto weniger eignet es sich für einen Dialog mit der Umgebung, mit der einhüllenden Landschaft. Für einen Schnipsel Papier, ein Display, ein Video genügt ein festes Haus. Die Zukunft bleibt spannend.

EIN MILLIARDEN-JAHRE-PROJEKT

Erwien Wachter

Wundersam – diese Natur. Wie lange müsste heutzutage eine technische Konstruktion optimiert werden, um einem Druck des 39.000-fachen ihres eigenen Gewichts standzuhalten? Eine müßige Überlegung. Übertragen auf den Menschen mit einem Körpergewicht von 100 Kilo müsste dieser vergleichsweise ein Gewicht von 3.900 Tonnen stemmen. Eine unvorstellbare Dimension.

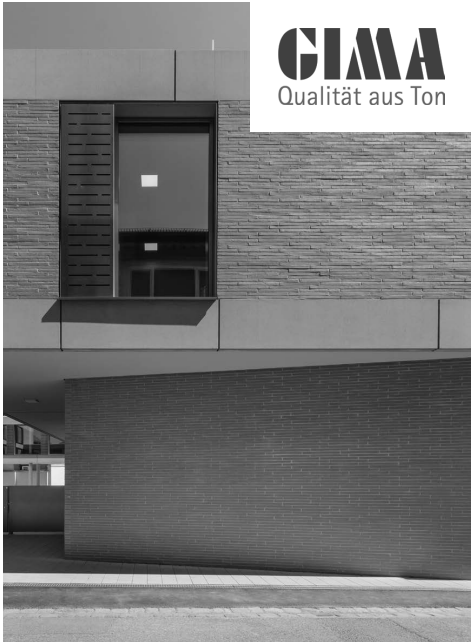
Genau das aber kann unser kleiner Proband: ein bis zu 22 Millimeter langes Lebewesen, das der tiefen Vergangenheit entflogen, irgendwann der Evolution folgend auf die Fähigkeit des Fliegens verzichtete, um sich vom Luftikus zum Herkules umzupolen und mit einer Widerstandkraft auszustatten, die einem solchen Druck standhält. Überrollt ihn ein Auto, krabbelt er danach munter weiter.

Der „Nosoderma diabolicum“ oder auch „Phloeodes diabolicus“ genannt, kommt vorrangig im Südwesten der USA in kargen, heißen und trockenen Gebieten vor. Er hält sich bevorzugt unter der Rinde von Eichen auf, als Leibspeise dienen ihm Pilze, die

vielleicht über eine ähnliche Wunderkraft verfügen wie „Popeyes“ Spinat. Bei Angriffen spielt er Totmann, bis der Feind, am Rückenpanzer gescheitert, weicht. Als ganz und gar unsportlich fände er einen Angreifer, der gedenkt, ihn als Ganzes zu verschlucken. Sein Aussehen „wie ein kleiner Panzer“ brachte seiner Art im englischen Sprachgebrauch den Namen „diabolical ironclad beetle“ ein, was nicht ohne Einfluss auf seinen biologischen Namen blieb. Die deutsche Bezeichnung „Teuflischer Eisenplattenkäfer“ wirkt dagegen eher sperrig. Oder ist der kleine „Panzer“, der sich jeder Erforschung erst einmal erfolgreich entzieht, eher doch etwas ganz anderes? Ein Microroboter vielleicht für microinvasive Operationen? Aber Scherz beiseite.

An die einstige Flugfähigkeit erinnern die identifizierbaren Deckflügel, die nun ebenso wie die Bauchschale sowohl in ihrer Mitte als auch an den Randzonen zu einer speziellen Struktur elastisch verschweißt sind. Dieses Konstrukt, das sich durch Härte und Biegsamkeit auszeichnet, verleiht dem Panzer seine beachtliche Druckfestigkeit. Ein Mix aus chitinhaltigen Fasern mit einem ungewöhnlich hohen Proteingehalt bilden eine geheimnisvolle Ursubstanz für alle Schalenteile und die Nähte, die durch eine Art Stoßdämpfer-Wirkung ihre Verformbarkeit und Verschieblichkeit ermöglichen. Derart komplexe Eigenschaften sind eindeutig einer Langzeitentwicklung eines Lebewesens zuzuschreiben.

Lernen lässt sich allerdings daraus vieles, wie es schon zu allen Zeiten geschah: die Geheimnisse der Natur zu lüften, um sie für die Menschheit nutzbar zu machen. Deswegen wäre es noch einmal mehr eine vertane Chance, die Fülle einer elementaren Biodiversität durch Ausbeutung der Natur zu riskieren.



GIMA
Qualität aus Ton

Sandfarbene Klinker stellen bei der Erweiterung der Maria-Ward-Schule in Bamberg den Bezug zu den umliegenden Sandstein- und Putzfassaden her. Feine Unregelmäßigkeiten in der Oberfläche des Klinker- und Fugengewebes sorgen für ein lebendiges Licht- und Schattenspiel bei diesem Neubau.
GIMA - über 100 Jahre führend in Qualität, Innovation & Service.

www.gima-ziegel.de I info@gima-ziegel.de

SIEBEN FRAGEN AN

SUSANNE WARTZECK

1. Warum haben Sie Architektur studiert?

Es klingt vielleicht unglaubwürdig, aber ich habe mich bereits als kleines Kind sehr dafür interessiert, wie andere Leute leben und vor allem wohnen. Gern bin ich (unerlaubterweise) durch die Wohnungen und Einfamilienhäuser der Freunde meiner Eltern geschlichen und habe Räume, Möbel und die Anordnung und Ausstattung von Bädern und WCs studiert. Da war es naheliegend, nach meiner Ausbildung zur Tischlerin in Nürnberg an der AdBK Innenarchitektur, Möbel und Gerät zu studieren. Inhaltlich wurde in diesem Studium keine Grenze zwischen Architektur und Innenarchitektur gezogen. Die Entwurfsaufgaben reichten vom Kerzenleuchter bis zum Ferienhaus. Es erschien uns selbstverständlich, nach diesem Studium auch ein Haus entwerfen zu können, aber aus Sicht der Kammer durften wir dies nicht. Unsere ersten drei Gebäude entstanden mit Unterstützung durch Kollegen, danach war klar, wir brauchen die Grundlage für eine Kammerzulassung. Ein zweites Studium der Architektur an der Gesamthochschule Kassel wurde dafür, parallel zur Selbstständigkeit, absolviert.

2. Welches Vorbild haben Sie?

Vorbilder im Möbeldesign sind auf jeden Fall Ray und Charles Eames sowie Jean Prouvé. Alle drei haben sich auch mit Vorfertigung in der Architektur beschäftigt. Ein Thema, welches gerade wieder en vogue ist und auch unser Büro seit 25 Jahren immer wieder intensiv beschäftig. Kommt man aus dem Möbeldesign, so sind einem die Vorteile von Serien und deren Entwicklung geläufig. Eine Übertragung auf das Bauen scheint notwendig und folgerichtig, um Prozesse des Bauens zu verbessern. Vorfertigung darf aber nie ein Bauen ohne Architekt*innen und Städteplaner*innen bedeuten, es gibt keine fertigen Baukästen für diese Welt. In der Architektur bewundere ich Bauten und damit ihre Architekten, die mit wenig Mitteln, eine eigenständige, großartige Architektur schaffen oder Bestehendes präzise und intelligent weiterentwickeln. Dafür gibt es viele gute Beispiele in der Architektur der 1950er-Jahre, persönliche Lieblinge sind hier Hans Döllgast und Sep Ruf. Da ich mich in den ersten Jahren unserer Selbstständigkeit fast ausschließlich mit Holzbau beschäftigt habe, möchte ich hier auch noch Gion A. Caminada nennen, der im besten Sinne durch seine persönliche

Haltung und die Neuinterpretation klassischer Bauweisen Orte zu neuem Leben erweckt.

3. Was war Ihre größte Niederlage?

Ein Denken in Niederlagen ist mir fremd, natürlich trete ich in einem Wettkampf ein, sobald ich an einem Wettbewerb teilnehme. Aber ist ein Ausscheiden im 1. Rundgang eine Niederlage? Was macht meinen Entwurf aus? Ist er plötzlich nichts mehr wert, weil eine Jury darüber negativ befunden hat? Klar, nicht immer trifft man den Kern, und ich möchte hier nicht die Beurteilung durch eine Jury in Frage stellen, sondern vielmehr die Determination im eigenen Denken: keine Platzierung = Niederlage.

Tröstlich ist hier die Designtheorie von Friedrich von Borries: „Entwerfen ist das Gegenteil von Unterwerfen. Entwerfen. Unterwerfen. Alles was gestaltet ist, unterwirft uns unter seine Bedingungen. Gleichzeitig befreit uns das Gestaltete aus dem Zustand der Unterwerfung, der Unterworfenheit. …“
(Friedrich von Borries, Weltentwerfen/Eine politische Designtheorie; Edition Suhrkamp, Berlin 2017)

4. Was war Ihr größter Erfolg?

Der größte Erfolg von Sturm und Wartzeck war der Gewinn eines offenen Wettbewerbs für das Nationalparkzentrum Schwarzwald im Jahr 2015. Dieses konnten wir in den letzten fünf Jahren umsetzen, und es wurde im Oktober 2020 an das Land Baden-Württemberg übergeben. Ein besonderes Gebäude, in dem wir endlich einmal einen großen Holzbau und hoffentlich auch ein überzeugendes, zeichenhaftes Gebäude im Dialog mit der Natur realisieren konnten. Für die Öffentlichkeit wird das Gebäude ab Sommer 2021 zugänglich sein. Ich bin gespannt auf die Reaktionen.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?

Wir haben eine alte, lange nicht mehr genutzte Jagdhütte geerbt. Diese würde ich gern wiederherrichten, und zwar ausschließlich mit gebrauchten, also wiederverwendeten Materialien. Eine Idee, die mein Büropartner und ich schon lange Zeit verfolgen und die sehr schön in einem alten japanischen Kurzgedicht zum Ausdruck kommt:

„Astwerk,
zusammengetragen und verbunden:
eine Reisighütte.
Aufgelöst: wie zuvor
wieder die Wildnis.“

(Tanizaki Jun’ichiro; Lob des Schattens. Entwurf einer japanischen Ästhetik; Menasse Verlag, Zürich 1992)

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?

Oha, eine schwierige Frage. Was heißt das eigentlich, sich eine Vorstellung machen? Ich möchte es für mich an dieser Stelle als ein „sich Bekanntmachen“ mit etwas definieren. Ich mache mich bekannt mit dem Leben (als Architektin), ich bekomme Einblicke, es kommt von der Spekulation, über das Erleben, zu einem Eindruck. Dazu kann ich sagen, ja ich habe mich bekannt gemacht und halte es mit Renzo Piano, unser Beruf ist eines der letzten großen Abenteuer dieser Welt.

7. Was erwarten Sie vom BDA?

Der BDA ist für mich ein Ort der Auseinandersetzung zu Fragen der Architektur und des Städtebaus. Die Möglichkeit, einen gesellschaftlichen Diskurs zu führen oder zu begleiten, sich mit Kollegen auszutauschen, von anderen Standpunkten zu lernen und ein Grund immer wieder den eigenen Standpunkt zu hinterfragen und neu zu definieren. Der BDA ist auch ein großartiges Netzwerk, welches mich und mein Büro stützt bei den Unwägbarkeiten unseres oftmals rauen Berufsalltags. Ich setze mich als Präsidentin gern für unsere Interessen ein, für eine klimagerechte gebaute Umwelt, für die Weiterentwicklung der HOAI und unseren Status als Freie Architekt*innen. Wünschen würde ich mir mehr Zusammenhalt und Solidarität im Bund Deutscher Architektinnen und Architekten, um unsere Interessen besser durchsetzen zu können.

NEUER VEREINSNAME

101 Jahre, nachdem mit Therese Mogger die erste Frau in den BDA aufgenommen wurde, sind die Frauen seit diesem Herbst auch im Vereinsnamen sichtbar: Wir heißen jetzt Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA e.V.! Ein neues Logo in einem neuen Corporate Design begleitet diese Veränderung. Wir stellen alle gestalteten Medien ab jetzt schrittweise darauf um.

Rundbrief BDA Bund

DIE INFORMIERTE STADT

Berliner (Fern)Gespräch

Das Berliner Gespräch findet in diesem Jahr als digitale Veranstaltung statt, die am 5. Dezember 2020 ab 11 Uhr als Livestream auf der Website des BDA verfolgt werden kann: www.bda-bund.de/BerlinerGespraech. Im Anschluss sind die Beiträge auch in der BDA-Mediathek zu finden: www.bda-bund.de/mediathek. Nach einer Begrüßung durch BDA-Präsidentin Susanne Wartzeck und einer Einführung durch Andreas Denk setzt sich das Programm dann mit den Online-Beiträgen der Referentinnen und Referenten fort. Das Berliner Gespräch 2020 diskutiert, wie digitale Kommunikations- und Informationstechniken die Gestalt der Stadt und die Verfasstheit ihrer Bewohnerinnen und Bewohner verändern werden. Dahinter steht die Frage, welche Kenntnisse und Fähigkeiten Architektinnen und Architekten brauchen, um bei der digitalen Stadtwerdung im humanistischen Sinn mitwirken zu können.

Rundbrief BDA Bund

DAS HAUS DER ERDE – POLITISCH HANDELN

Klimapolitische Aufforderungen des BDA

Bauen ist nach wie vor extrem ressourcenintensiv. Das muss sich ändern. Für eine Kehrtwende zu einer ressourcenschonenden Architektur hat der BDA mit dem Positionspapier „Das Haus der Erde“ fachliche Strategien postuliert. Jedoch kann der BDA nicht beim Postulat dieses Selbstverständnisses und einer Selbstverpflichtung der Architektinnen und Architekten und Stadtplanerinnen und Stadtplaner stehen bleiben.

Mit „Haus der Erde – politisch handeln“ fordert der BDA von Politik und Verwaltung in Bund, Ländern und Kommunen eine entschieden und konsequent umgesetzte Klimapolitik für den Bausektor. Alle Wirtschafts- und Konjunkturprogramme, alle neuen Verordnungen und Gesetze für den Baubereich, alle technischen Vorgaben müssen letztlich den hier formulierten Ansprüchen gerecht werden. Dann setzen sie Innovation und Kreativität frei, um umweltgerechte, soziale und wirtschaftliche Strukturen zu gestalten, die eine Perspektive für die Zukunft eröffnen.

Rundbrief BDA Bund

BÜNDNIS FÜR FLÄCHENSPAREN

Der BDA Bayern ist seit November 2020 offizielles Mitglied im Bündnis für Flächensparen.

„Die Architekten und Stadtplaner des BDA Bayern sehen ihre Verantwortung in der Zielsetzung, eine Kreislaufwirtschaft für die Flächennutzung zu etablieren und der Stärkung qualitativer Aspekte bei der Nutzungs- und Verbrauchsdiskussion. Die langfristige Nutzung von Gebäuden und Flächen setzt Achtung vor dem Bestand, aber auch konzeptionell, kreativ und flexibel erdachte Strukturen voraus. Nur Stadträume und Landschaften, die als wertvoll und erhaltenswert wahrgenommen werden, setzen sich gegenüber einfacheren, meist mit der Neuinanspruchnahme von Fläche verbundenen Lösungen, durch. Gleichzeitig zeigt die trotz der intensiven Aufklärungsarbeit und Diskussion, auch innerhalb des Bündnisses für Flächensparen, unverändert zu hohe Neuinanspruchnahme von Flächen für Siedlungs- und Verkehrsentwicklungen, dass die Vereinbarung einer Zielvorstellung für die Nutzungsverteilung und damit einer Obergrenze der Flächennutzung unumgänglich ist.

Architekten und Stadtplaner möchten mit kreativen, intelligenten, auch unkonventionellen Ideen bei der Entwicklung eines nachhaltigen Zukunftsbildes mitwirken. In einem komplexen Zusammenspiel ökologischer, ökonomischer und sozialer Anforderungen an unsere gebaute und genutzte Umwelt kann das erfolgreich nur im offenen Dialog mit Experten und Bürgern und dem Ziel einer diese Anforderungen ausgleichenden Landesplanung geschehen.

Der BDA Bayern verbindet mit seinem Beitritt zum Bündnis für Flächensparen die Hoffnung, Fragen zur sozialen, funktionalen und ästhetischen Qualität verstärkt in die Diskussion um dieses Bild der zukünftigen Nutzungsverteilung einbringen zu können. Die Vereinbarung einer quantitativen Obergrenze für Siedlungs- und Verkehrsentwicklungen sieht der BDA Bayern als notwendigen Zwischenschritt und auch als Katalysator für die Entwicklung und Umsetzung intelligenter, neuer Lösungen."

Statement des BDA Bayern

FÖRDERBEITRÄGE 2020

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Gunter Henn
Henn GmbH

Eckhard Kunzendorf
E. Kunzendorf Architekt

Rainer Post
doranth post architekten GmbH

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Ludwig Karl
karlundp Gesellschaft von Architekten mbH

Martin Kopp
F64 Architekten

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekten/Stadtplaner

Philip Leube
F64 Architekten

Rainer Lindenmayr
F64 Architekten

Thomas Meusburger
F64 Architekten

Florina Nagler
Florina Nagler Architekten

Stefan Walter
F64 Architekten

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GbR

Philipp Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Moritz Auer
Auer Weber Assoziierte GmbH

Georg Brechensbauer
Bechensbauer Weinhart + Partner Architekten mbB

Thomas Grühn
Bechensbauer Weinhart + Partner Architekten mbB

Stefan Niese
Auer Weber Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer Weber Assoziierte GmbH

Claus Weinhart
Bechensbauer Weinhart + Partner Architekten mbB

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Rainer Hofmann
bogevischs buero GmbH

Hans-Peter Ritzer
bogevischs buero GmbH

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Anne Beer
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner GmbH

Felix Bembé
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner GmbH

Manfred Blasch
Blasch Architekten Regensburg

Sebastian Dellinger
Beer Bembé Dellinger Architekten und Stadtplaner GmbH

Peter Dürschinger
Dürschinger Architekten

Karl-Heinz Greim
Greim Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Peter Lanz
Architekt BDA

Christioph Maas
Architekturbüro GmbH

Johannes Müller
H2M-Architekten + Stadtplaner GmbH

Rita Ahlers
Hilmer Sattler Architekten
Ahlers Albrecht Ges. von Architekten mbH

Volker Heid
Heid + Heid Architekten BDA Part mbB

Wolfram Heid
Heid + Heid Architekten BDA Part mbB

Matthias Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Christoph Sattler
Hilmer Sattler Architekten
Ahlers Albrecht Ges. von Architekten mbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura®

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

PERSÖNLICHES

ZUM TOD VON THEO KIEF

Andreas Grabow

Wenn wir heute durch Nürnberg gehen, treffen wir erfreulicherweise immer noch Gebäude von Theo Kief an. Es sind öffentliche Gebäude, die aus einer Zeit stammen, in der Mitarbeiter einer Stadtverwaltung Bauwerke auch noch selbst geplant und realisiert haben. Aus einer Zeit, in der mit knappen Budgets dennoch oder gerade deshalb Gebäude von hoher ästhetischer Qualität und Funktionalität entstanden sind.

Bereits vor dem Krieg begann Kief sein Architekturstudium in Salzburg, das er nach Kriegsende 1947 als einer der ersten Studenten in einer Klasse von Sep Ruf an der

Nürnberger Akademie der Bildenden Künste fortsetzte. „Sep Ruf versammelte ‚hochmotivierte und leistungswillige' Studenten um sich, die eine Auseinandersetzung mit der modernen Architektur suchten", schreibt die Sep Ruf Gesellschaft e.V. anerkennend. Die Zeitschrift Baukultur und Werkform 1949 wiederum würdigte die Arbeiten seiner Schüler wie folgt: „Rufs Klasse überrascht mit Großprojekten, wie sie die Zeit wohl noch lange nicht zu bieten hat. Ein Großstadtzentrum, ein Sportforum, ein Flughafen, ein Schwimmstadion und noch andere große Aufgaben sind mit effektvoller Routine in Kohle und Tusche aufs Papier gezaubert."

Es war ein großes Glück für die Stadt Nürnberg, dass Kief nach seinem Diplomabschluss 1950 eine Stelle beim Nürnberger Stadtbauamt annahm. Keine leichte Aufgabe, denn die Stadt war noch immer stark zerstört und der Wiederaufbau der Altstadt bei weitem nicht abgeschlossen. Theo Kief übernahm schließlich auch die Leitung der Abteilung Planen. Eine Arbeit, die eher der in einem Architekturbüro glich. Engagiert und motiviert setzte er sein im Studium erworbenes Können um; es entstanden zahlreiche öffentliche Gebäude von hoher Qualität, die man heutzutage – insbesondere bei Zweck- und Verkehrsbauten – nur noch selten findet. In rund 37 Jahren realisierte er zum einen technisch sehr komplexe Planungen, wie die Müllverbrennungsanlage, das Klärwerk oder Krankenhausbauten, zum anderen war er auch mit städtebaulichen Aufgaben befasst, wie beispielsweise der Konzeptentwicklung einer Bundesgartenschau in Nürnberg als Grünraum entlang der Pegnitz.

Besonders erwähnenswert sind seine Planungen für den Nürnberger Schlachthof, die mit dem Begriff „Kief'sche Bauten" verbunden sind und von der Eleganz und Leichtigkeit der modernen Architektur der 1950er-Jahre geprägt waren. Nach Auflassung des Schlachthofs wurden viele dieser Gebäude abgerissen. Ein neues Wohngebiet und eine Schule sind Ergebnisse dieses Strukturwandels. Bestehen blieb nur das ehemalige Betriebsgebäude, das heute unter Denkmalschutz steht, ein der Straßenkrümmung der Rothenburger Straße folgender Bau mit gekachelter Fassade. Dass der Umbau des Gebäudes zu einem Jugend- und Kulturzentrum an Kiefs Tochter Heidi Kief-Niederwöhrmeier und deren Partner Hartmut Niederwöhrmeier übertragen wurde, versöhnte Kief hoffentlich.

Bis zuletzt war Kief am architektonischen Geschehen interessiert und verfolgte kritisch die Entwicklung. Daher war es für ihn selbstverständlich, auch im Ruhestand Mitglied im BDA zu bleiben. Seit 1951 war er das – fast 70 Jahre lang. Auch wenn er in den letzten Jahren aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr aktiv an Veranstaltungen teilnehmen konnte, erhielten wir über seine Tochter immer wieder Rückmeldungen zu unseren Aktivitäten. Denn „seine" Themen diskutieren wir heute noch immer bzw. sie werden wiederentdeckt. Die städtebauliche Idee von heute, die „Stadt am

Wasser“, kommt seiner damaligen Vorstellung einer Bundesgartenschau an der Pegnitz sehr nahe. Bereits bei seinem ersten Projekt, dem Varieté-Theater für die US-Streitkräfte plante er eine Nachnutzung als städtische Bühne mit ein. Heute ist es unser Schauspielhaus. Mit Begriffen wie Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung werden solche Konzepte aktuell favorisiert.

Im Alter von 98 Jahren ist Theo Kief, Baudirektor i.R. und Architekt BDA a.o. im September 2020 in Nürnberg verstorben. Vielen Dank Theo Kief für Deine Arbeit, das große Engagement für unsere Stadt und nicht zuletzt für den BDA.

GUNTHER WAWRICK 90

Rüdiger Möller

Wenn er so dasitzt mit den aufzuckenden, dichten Augenbrauen, mit denen er allerlei signalisiert, kommt einem viel in den Sinn. Dann diese widerspenstigen Haare. Sie scheinen in glatte, stromlinienförmige Gestalt gezwungen und sind doch in ständig verquerer Auflösung begriffen. Aber das ist auch das einzige, kurzfristig stromlinienförmige an diesem Menschen.

Lässt man sich auf ihn ein, macht er den Eindruck, als sei er mehr an unlösbaren als an lösbaren Problemen interessiert. Trotzdem erkennt jeder, der ihm gelegentlich zuschaut oder zuhört, dass er in einer nicht enden wollenden Tätigkeit begriffen zu sein scheint. Er muss immer noch etwas zuwissen. Sogar zu dem, was er noch nicht weiß. Er braucht Geschichte, ist aber nicht auf Besitz der Vergangenheit aus. Er fängt immer etwas an mit dem, was er weiß. Er handelt also. Er macht etwas. Er ist also ein Poet – ein Macher –, er gebraucht die Worte wie ein Instrument. Manchmal konspirativ. Er betreibt Gemütserregungskunst.

Manche haben ihn nicht verstanden. Sie waren nicht auf diese Art von Poesie vorbereitet. Eine gewisse Eleganz ist ihm nicht abzusprechen. Aber diese ist zugleich mit ihrem Bestand in ständiger Auflösung begriffen.

In seinem andauernd unser Dasein als fließend und sich verändernd auslegenden Handeln gibt es keine Fach- oder Verständigungsgrenzen. Wann hat es sich wohl eingespielt, dass einer ein

Architekt sein könne, oder ein Ingenieur, oder ein Künstler, oder sonstwas?

Er ist weder Herr noch Diener der Geschichte. Er ist eher ein Teil in ihr, versucht, dem Wellenschlag der Vergangenheit zu entgehen, versucht, selbst Welle zu werden.

Ohne ihn und solche wie ihn verkäme Architektur zur Bedeutungslosigkeit. Die Leidenschaft des Architekten nährt die Leidenschaft des Zeitgenossen und umgekehrt. Es ist ein dialogisches Temperament, das, weil es eines von seiner Art nicht so leicht findet, öfter zum Monolog tendiert. Aber weil nie dominiert, was er erzählt, sondern eher die Laune des Erzählers, wird das Zuhören leicht gemacht. Ohne eine unerschöpflich scheinende Gelassenheit wäre seine unendliche Tätigkeit wohl kaum in Gang zu halten. So erlebt man ein Perpetuum Mobile, dessen Betriebsstoff nie ganz klar wird. Vielleicht ist es Humor, oder, wo der nicht richtig ist, Zorn und wo er nicht entstehen kann, Spott, möglicherweise sind sie die Kraftquellen dieses Menschen. Oder braucht er das alles nicht und betreibt sich aus sich selbst – in nie versiegender Kraft?

Er kann wohl auch gut zuhören, aber es diese Art von Zuhören, die in anderen Kräfte freisetzt, oder in anderen Neugier erzeugt, oder Unsicherheit oder Sicherheit. Letzteres würde ihm nicht so gut gefallen. Sicherheit und Endgültigkeit gehören nicht zu seinem Wortschatz, werden nie dazugehören.

Er schwankt auf vielen Graten, manchmal zum Gipfel. Manchmal kleiner Lorbeer.

Manchmal Wittgenstein: „Was sich sagen lässt, lässt sich klar sagen.“ Was lässt sich schon klar sagen? Dass ich zu Essen brauche oder, dass ich vergangene Woche in Paris war. Paris? … Corbusier, Maison de Verre, die Gefolgschaft der Glashäuser, eine Bibliothek aus Glas. Wie zerbrechlich ist die Welt unseres Wissens. Aber vielleicht gibt es so etwas wie Paris gar nicht, wenn wir es genau nehmen. Es gibt vielleicht das Tropfen des Regens auf den dunklen Schirmen, die Platanen vor den Cafés, die Bewegung zwischen den Orten, das allgegenwärtige Rauschen, die gusseisernen Kandelaber, der Hüftschwung der Mädchen, ein vom Nebentisch herüberwehendes Parfum, ein Glas Wein … Lässt sich überhaupt etwas klar sagen?

25. März
Heute Morgen blühen die Blumen besonders schön. Die Mohnblumen und die kleinen blauen, deren Namen ich nicht kenne. Sie reflektieren die Sonne. Die Luft vibriert. Es ist ein schöner Tag. Kein wirklicher Tag, wir hatten ihn nur so genannt und die Blumen hatten andere Namen. Manche von ihnen waren von nie gesehener Schönheit. Wir kannten ihre Namen.

Er schloss das Notizbuch und gab es mir zurück: „Habe ich das gesagt? Aber egal, was ich gesagt habe, worauf es ankommt ist, was unter den Worten ist und das sind keine Worte, sondern Leiden."

Anmerkung der Redaktion: Im Jahr 2000 ist im Salzburger Verlag Anton Pustet das Buch von Gunther Wawrick mit dem Titel „Architektur zwischen Bricolage und Instrument" erschienen. Für dieses Buch hat Rüdiger Möller das Vorwort geschrieben, das wir hier zum 90. Geburtstag von Gunther Wawrick noch einmal abdrucken, weil man ihn besser nicht charakterisieren könnte und – so der Kommentar von Rüdiger Möller – sich bis heute nichts daran geändert habe.

BERSCHNEIDER + BERSCHNEIDER

Buchvorstellung im Museum für historische Maybach-Fahrzeuge in Neumarkt in der Oberpfalz am 9. Oktober 2020

ZUR ARCHITEKTUR DER OBERPFALZ

Ein Vortrag von Wolfgang Jean Stock

Genau zwei Jahrzehnte ist es her, dass ich mit jenem Phänomen in Berührung kam, das man seitdem die ‚aktuelle Architektur der Oberpfalz' nennt. Im Mai des Jahres 2000 erhielt ich eine Einladung, die mich neugierig machte. Für den Reitstadel zu Neumarkt war eine Ausstellung angekündigt, in der jüngere Architekten ihre Werke präsentieren würden. Ich gebe zu, ich hatte weder von Neumarkt noch gar vom Reitstadel eine Vorstellung. Aber ich wollte mich überraschen lassen. Und es wurde eine Überraschung, und zwar eine positive! Verblüfft stellte ich fest, dass eine Region, die bis dahin auf der Landkarte der aktuellen Architektur fast ein weißer Fleck gewesen war, sich baukulturell neu aufgestellt hatte. Nicht alles, was ich zu sehen bekam, war erstklassig. Doch einige Architekten ragten schon damals heraus. Ich möchte sie ‚die drei großen B' nennen, von Nord nach Süd gereiht: die Brüder Brückner in Tirschenreuth, Beer Architekten in Weiden und das Ehepaar

Berschneider in Neumarkt. Wenig später habe ich dann begriffen, dass die Auftakt-Ausstellung im Jahr 2000 nicht ganz zufällig hier, in dieser Stadt, eröffnet wurde. Denn hier, in Pilsach bei Neumarkt, lebt und arbeitet bis heute der große Motor der aktuellen Oberpfälzer Architektur: Johannes Berschneider.

Es ist schon erstaunlich – und es macht ihre Bewohner natürlich glücklich, wie sehr sich die Oberpfalz in den letzten Jahrzehnten verändert hat. In meiner Bayern-Bibliothek steht ein Buch aus dem Jahr 1956, das mein Großvater hat schreiben lassen, der damalige Ministerpräsident Wilhelm Hoegner. Es ist ein dickes Buch, eine ausführliche Dokumentation des ganzen Freistaats zu jener Zeit. Auch die Oberpfalz kommt in ihm vor, und zwar nicht zu knapp. Doch was muss man da lesen! Die Rede ist vom abgehängten Grenzland, von den wirtschaftlichen Nachteilen der Region, von der Abwanderung arbeitsfähiger Jahrgänge, ja vom Notstandsgebiet Bayerischer und Oberpfälzer Wald. An diese frühere Oberpfalz habe auch ich persönliche Erinnerungen. In den Jahren nach 1970, als ich Student in Erlangen war, habe ich als Jungsozialist mehrfach in der Region gesprochen, unter anderem in Sulzbach-Rosenberg. Und ich erinnere mich an schmale, oft buckelige Straßen, an Ortschaften, in denen eine frühere Zeit festgefroren schien, auch an verlassene und verfallene Häuser. Was für ein Unterschied zu den schon seinerzeit blühenden Landesteilen, vor allem den Regionen Nürnberg und München.

Die Älteren unter Ihnen, meine Damen und Herren, werden meine Erinnerungen teilen können. Den Jüngeren freilich ist diese Oberpfalz so fern wie anderen die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Es hat schon etwas für sich, wenn man die Oberpfälzer einen geradlinigen und tüchtigen Schlag nennt. Denn sie, die mehr dem Tun als dem Reden zuneigen, so habe ich es jedenfalls immer wieder erfahren – sie haben aus dem vergleichsweisen Wenigem, was sie hatten, etwas gemacht. Wer heute durch die Oberpfalz fährt, erkennt viel Entwicklung, sieht viel Wohlstand, ja so viel davon, dass einen das wild wuchernde Gewerbegebiet um Cham herum schon wieder erschreckt.

Ein klarer Spiegel dieses anhaltenden Aufschwungs ist die neue Baukultur. Und da kommen ganz präzis die Architekten Berschneider + Berschneider ins Spiel. Beide haben durch ihr über dreißigjähriges Wirken beispielhaft gezeigt, wie man durch großen Einsatz und beharrlichen Dialog eine ganze Region baukulturell nach vorn bringen kann. Aber genauso wenig, wie ich Ihnen sagen muss, dass Neumarkt eine sehr lebenswerte Stadt ist, genauso wenig muss ich Ihnen die Leistungen der Architekten aufzählen. Stadt und Landkreis sind ja förmlich durchwoben von den Gebäuden, welche die Berschneiders neu errichtet oder erweitert und dabei saniert haben: vom Museum Lothar Fischer über die Wohnhäuser und Gewerbebauten bis hin zum Willibald-Gluck-Gymnasium. Da heute Abend vornehmlich Auftraggeber und

Bauherren versammelt sind, möchte ich auch etwas Grundsätzliches zum Beruf des Architekten und seinen Aufgaben sagen. Weil ich als Redner und Schreiber schon viele Jahre mit diesem Thema zu tun habe, sehe ich den guten Architekten in einer Reihe mit dem guten Politiker. Die Kunst des Politischen besteht ja darin, das Notwendige möglich zu machen – und dabei soll sich der Politiker in möglichst vielen Bereichen als kompetent erweisen. Ähnlich ergeht es dem Architekten. Auch er soll im Idealfall geradezu ein Alleskönner sein. Nicht wenigen gelingt es tatsächlich, zwei von ihnen feiern wir heute.

Der römische Baumeister Vitruv hatte es noch relativ einfach. Im Jahr 30 vor Christus formulierte er in seinen ‚Zehn Büchern über Architektur' drei Regeln für ein Gebäude. Erstens ‚Firmitas' – ein Bauwerk muss standfest sein. Zweitens ‚Utilitas' – ein Gebäude muss nützlich sein. Und drittens ‚Venustas' – ein Gebäude muss auch dem Anspruch an Schönheit genügen. – Heutzutage ist die Ausgangslage für den Architekten weitaus komplizierter. Dass er die zeitgemäße Technik von Konstruktion und Raumbildung beherrscht, darf man ebenso voraussetzen wie seine Fähigkeit, die verlangten Funktionen gebrauchstüchtig zu planen. Zu den Herausforderungen, deren Bedeutung ständig zugenommen hat, gehören in unserer Zeit aber auch die Wirtschaftlichkeit eines Gebäudes, die öffentlichen Ansprüche durch politische Vorgaben wie auch durch Forderungen aus der Bürgerschaft, die ökologischen Standards und nicht zuletzt der kulturelle Mehrwert, den ein neues Bauwerk seiner Umgebung verleihen soll.

Wenn ein Gebäude alles dies erfüllt, so ist es ganzheitlich entworfen. Zu genau diesem Anspruch haben sich Berschneider + Berschneider von Beginn an selber verpflichtet – und sie haben den hohen Anspruch durch ihre Praxis eingelöst, wie die umfangreiche Werkmonografie dokumentiert, die Wilhelm Koch in seinem Amberger Büro so eindrucksvoll gestaltet hat. Nun wissen wir von jeher, dass gute Architektur nur mit guten Bauherren entstehen kann. Auch da haben die Berschneiders wohl Glück gehabt. Den Projekttexten im Buch, die mein geschätzter Kollege Till Briegleb verfasst hat, können Sie entnehmen, wie im intensiven Dialog zwischen Architekt und Bauherr herausragende Gebäude entstanden sind. Und es spricht auch für die Berschneiders, dass sie mit vielen ihrer Bauherren – ob privat oder öffentlich – befreundet sind, wie ich aus eigenem Erleben weiß.

Mit Johannes Berschneider habe ich in den letzten Jahren zahlreiche Gespräche geführt. Eine Äußerung ist mir besonders im Gedächtnis geblieben: Hätte er sich nicht für den Beruf des Architekten entschieden, wäre er vermutlich ins Marketing gegangen. Tatsächlich hat er ja beides miteinander verbunden. Ich kenne in ganz Deutschland keinen anderen Architekten, der sich so intensiv und so ausdauernd für die öffentliche Wirksamkeit von neuer Architektur eingesetzt hat. Sie selbst, meine Damen und Herren,

werden wissen, was Johannes Berschneider auf diesem Gebiet alles geleistet hat, und zwar ehrenamtlich: von der außerordentlich erfolgreichen Vortragsreihe ‚Architektur und Baukultur' über den Architektur-Bus bis hin zu seinen Aktivitäten in Schulen.

Was war der Auslöser für dieses Engagement, für das er schließlich den Ritterschlag erhalten hat, den Bayerischen Architekturpreis? Es ist recht einfach: Johannes Berschneider tritt mit voller Überzeugung für seine Region ein, er bekennt sich ohne Umschweife zu seiner Heimat, auch wenn dieses Wort von manchen fälschlicher Weise auf ‚Blut und Boden' verengt, ja generell denunziert wird. Als Freigeist hat er sich davon nicht beirren lassen. Und so lag es nahe, dass ich meinem Aufsatz im Buch den Titel ‚Neue Heimat bauen' gegeben habe. Die Architektur aus einem Guss, die Johannes und Gudrun Berschneider vom Städtebau bis hin zum Innenausbau geschaffen haben, verkörpert eine neue Zeit, ohne dass die heimischen Wurzeln geleugnet werden. Für diese Art zu bauen hat der junge oberbayerische Architekt Mauritz Lüps den schönen Begriff der ‚regionalen Weltläufigkeit' erdacht.

Nochmals und abschließend ein Blick zurück in die Geschichte. Im Jahr 1485 hat der italienische Baumeister Leon Battista Alberti den guten Architekten so charakterisiert: ‚Einen hohen Geist, unermüdlichen Fleiß, höchste Gelehrsamkeit und größte Erfahrung muss jener besitzen und vor allem eine ernste und gründliche Urteilskraft und Einsicht haben, der es wagt, sich Architekt zu nennen.' Na, wenn das nicht auf Berschneider + Berschneider zutrifft! Besonders ihnen und ihrem Team ist es zu verdanken, dass man voller Hochachtung vom ‚Architekturwunder Oberpfalz' spricht, dass die Oberpfalz unter den überwiegend ländlich geprägten Regionen in Deutschland inzwischen die Region mit der höchsten baukulturellen Dichte ist.

Johannes und Gudrun Berschneider haben sich um die Oberpfalz verdient gemacht!

Bei der Buchvorstellung sprachen auch Willibald Gailler, Landrat von Neumarkt in der Oberpfalz, und Andreas Füracker, Staatsminister der Finanzen und für Heimat.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Bund Deutscher Architekten BDA
Landesverband Bayern
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter (V.i.S.d.R.), Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dr.-Ing. Cornelius Tafel

Autoren:
Dipl.-Ing. Andreas Grabow, Nürnberg;
Prof. Dr. Christian Illies, Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Bamberg;

Prof. Dr. rer. pol. Dipl.-Ing. Ingrid Krau, München; Prof. Dipl.-Ing. Rüdiger Möller, München; Dipl.-Ing. Ulrich Karl Pfannschmidt, Gerbrunn; Ute Poerschke, PhD, BD, München; Dipl.-Ing. Hans Schuller, Augsburg; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München

Für den Inhalt der Beiträge ist ausschließlich der jeweilige Autor und die jeweilige Autorin verantwortlich.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung:
Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Umschlag: 170 g/qm Fedrigoni Woodstock Noce FSC
Schrift: Frutiger

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den
BDA Bayern
Türkenstraße 34
80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN